



No. 1

1898

JANUAR

Die Arbeiterklasse und der preussische Landtag.

Von

Paul Kampffmeyer.

(Rehfelde.)

Wenn wir angesichts der blutigen, greuelvollen Henkerarbeit der Herren von der Nilferdpeitsche in eine tiefe, lähmende Schwermuth verfallen, dann giebt es für uns nur ein unverbrüchliches Heilmittel aus dieser niederdrückenden Geistes- und Gemüthsverfassung, das ist der erhebende Anblick unserer grossen proletarischen Emanzipationsbewegung. Ein wahrer Rausch von Begeisterung geht durch unsere Seele, wenn wir an unserem Geiste die emsig schaffenden Arbeiterredakteure, die führenden Köpfe der Gewerkschaftsbewegung, die proletarischen Beamten der freien Hilfskassen, die Leiter und Geschäftsführer der wirthschaftlichen Organisationen etc. vorüberziehen lassen. Unendlich viel an selbstverwaltender Thätigkeit wird tagtäglich von dem Proletariate geleistet! Eine zusammenfassende Darstellung dieser Thätigkeit wäre das grösste Ruhmes- und Loblied, das auf unseren Arbeiterstand gedichtet werden könnte.

In seinem nie ermüdenden Thatendrange sucht das arbeitende Volk ständig nach neuen, un bebauten Gebieten, in die es die tiefen Ackerfurchen seiner Kulturarbeit hineinziehen kann. Es entbrennt im heiligen Eifer, alle Einrichtungen im Staat und in der Gesellschaft mit dem Geiste des Sozialismus zu erfüllen. Und siehe, da treten seinem feurigen Streben plötzlich unübersteigliche Schranken entgegen. Mit schnarrender Stimme weist der Staat den Arbeiterstand aus einem Gebiete aus, das tief in die proletarischen Lebensinteressen eingreift.

Nur eine peinlich auserlesene Schaar von Staatsbürgern erfreut sich in Preussen eines bestimmenden Einflusses auf die Gesetzgebung und Verwaltung. Gewiss, sehr auserlesen ist diese Schaar; ist sie doch durch ein Dreiklassenwahlgesetz so fein durchgeseiht worden, dass in der gesetzgebenden Versammlung nichts Grobes, nichts Proletarisches zu erblicken ist! Und diese Gruppe von Parlamentariern erkühnt sich, den Gesetzgeber, den Erzieher, den Brodherren für grosse Massen der Bevölkerung zu spielen. Ein späteres Jahrhundert wird es als einen tollen Aberwitz der Geschichte bezeichnen, dass in unserem Zeitalter der Arbeit, in einer Gesellschaft, deren starkes Fundament ein millionenköpfiges Proletariat bildet, eine Vertretung der Spiritusbarone und Schlotjunker im Namen des Volkes die wichtigsten sozialpolitischen Funktionen des Staates beherrschen konnte. Und wie nachhaltig berühren diese Funktionen das Leben und Weben

der sozialen Klassen! Sah sich doch der preussische Landtag im Jahre 1850 vor die grosse Frage der Bauernbefreiung gestellt. Das Schicksal ganzer ländlicher Bevölkerungsklassen hing von seiner Entscheidung ab; denn noch waren damals zahllose Bauern von halbmittelalterlichen Lasten bedrückt, sie mussten mit ihrer Hand und ihrem Gespann für einen gnädigen Herrn frohnen. Ein wahrer Grabesgeruch steigt uns in die Nase, wenn wir vernehmen, dass damals noch 24 feudale Berechtigungen zur ewigen Ruhe geleitet werden mussten. Da wurden die Dienste für die vielen persönlichen Bedürfnisse des Gutsherrn beerdigt, da sank sein schönes Recht, die Gänse der bäuerlichen Wirthe zu berupfen, in die Gruft. Ein Landtag, der energisch die Wünsche der bedrückten Bauern vertrat, hätte für diese Klassen eine äusserst heilsame Gesetzgebung erkämpfen können. Dieses Beispiel zeigt schon, wie weit sich das Thätigkeitsfeld des Landtags erstreckt.

Durch unsere vorhergehende Darstellung wird der Leser schon ungefähre Umrisse von dem Machtbereiche des preussischen Landtags erhalten haben. Diese jedoch ergänzen sich erst zu einem vollen anschaulichen Bilde, wenn wir den Staat, in dem dieser Landtag wurzelt, bei seiner weitverzweigten Arbeit aufsuchen.

In dem preussischen Staate tritt uns eine wirthschaftliche Machtorganisation von gigantischen Dimensionen entgegen. Beinahe ein Drittel der gesammten Waldfläche befindet sich in seiner Hand. Man kann sich denken, über welche riesigen Bataillone von Waldarbeitern der Staat sein Scepter schwingt. Im Jahre 1890/1891 betrugen die Einnahmen aus aus den Forsten über 59 Millionen und die Ausgaben über 35 Millionen Mark. Die Domänen des preussischen Staates hatten im Jahre 1890—1891 eine Ausdehnung von 340 556 Hektaren an nutzbarer Fläche, und sie erzielten bei der Verpachtung über 14 Millionen Mark. Auf diesen Hektaren hätten bequem 4—500 Rittergüter Platz gefunden. Ein neues grosses Arbeiterheer scharwerkt also auf den Domänen des Staates.

In der preussischen Eisenbahnverwaltung schaffen auf den Strecken und in den Werkstätten bei Weitem mehr als 100 000 Arbeiter. In den staatlichen Bergwerken zählte man in den achtziger Jahren über 40 000 Bergleute. In den Betrieben der Steingewinnung, in den Salinen und Hüttenwerken regten sich mehrere tausend geschäftige Hände. In den Strafanstalten waren 1880/1881 schon über 17 000 Gefangene als Industriearbeiter thätig. Man wird gewiss nicht fehlgehen, wenn man die Zahl der Arbeiter, die in Lohn und Brod des Staates stehen, auf eine Viertelmillion angiebt. Nun hängen ferner von dem preussischen Staate die Massen der Eisenbahnbeamten, der Volksschullehrer, der Geistlichen, der Gerichtsbeamten ab. Wieder wächst die Zahl der Personen, die ihre wirthschaftliche Existenz aus dem Staatssäckel schöpfen, auf mehr denn 100 000 an.

Die Lage der Staatsarbeiter, ihre wirthschaftliche Freiheit oder Unfreiheit muss auf das Wohl und Wehe des gesammten preussischen Proletariats einwirken. Hat der grösste „Arbeitgeber“, der Staat, seine Unternehmungen zu wahren Musterbetrieben entwickelt, dann können die anderen Arbeitgeber nicht, wollen sie nicht ihre tüchtigsten Kräfte einbüssen, mit

tiefgehenden Betriebsreformen nachhinken. Das Koalitionsrecht, das der Staat in Ehren hält, kann der Einzelkapitalist nicht ungestraft verletzen. Die grosse Emanzipationsbewegung des Proletariats hat also von dem Verhalten des Staates gegenüber seinen Arbeitern grosse Vor- oder Nachtheile zu erwarten. Ein Landtag, der nun zu Gunsten der Staatsarbeiter unermüdlich thätig ist, ihre Freiheit und Unabhängigkeit sichert, ihre wirthschaftlichen Verhältnisse verbessert, muss ein gewichtiger Stützpunkt für die Befreiung der Arbeiter überhaupt sein.

Unsere Schilderung des riesigen wirthschaftlichen Machtapparats, über den der preussische Staat gebietet, lässt uns noch nicht das Wesen des letzteren vollständig erkennen. In einem Staate kann ein System der weitgehendsten Selbstverwaltung oder der strengsten Beamtenregierung herrschen. Der Staat wird daher je nach der Struktur seiner Regierungsbehörden ein mehr oder weniger freiheitliches Gepräge haben.

In Preussen hat nun der Monarch die umfassendsten Machtbefugnisse über die Gesetzgebung und Verwaltung des Landes. Der maassgebende Theil der Beamtenschaft hängt ganz von der Krone ab. In ihrer staatsbürgerlichen Freiheit äusserst beschränkt, muss sie nach der Geige des Staatsoberhauptes tanzen. Ganze Klassen des Beamtenthums sind ferner durch die Schule des Militarismus gegangen, in ihnen lebt oft eine echte, wohlgedrillte Soldatenseele. Die Beamten sind weiter als Klasse möglichst von der bürgerlichen Gesellschaft abgesondert, unterstehen eigenen Ehren- und Disziplinalgesetzen, tragen eine besondere Uniform und erfreuen sich eines hervorragenden staatlichen Schutzes. Ueber dem Haupte des jüngsten Gensdarm schwebt drohend der Paragraph des Strafgesetzbuches, der jede Beamenbeleidigung streng ahndet.

Durch die Hände des preussischen Landtags geht nun die Verwaltungs-Gesetzgebung. Er kann den Charakter des Staates durch eine einschneidende Selbstverwaltungs-Gesetzgebung in wesentlichen Stücken umprägen. Mit seiner Hilfe können starr autoritäre Beamtenkörperschaften durch wählbare Selbstverwaltungs-Organisationen ersetzt werden.

Durch den Ausbau der Selbstverwaltungs-Gesetzgebung kann der Landtag den Spielraum für die sozialpolitische Thätigkeit der Arbeiter in allen Kommunen beträchtlich erweitern. Viele Kommunen verfügen über umfangreiche Ländereien, Waldungen etc. und über ausgedehnte Gemeindebetriebe. Sie führen damit den Herrscherstab über eine grosse Masse von Arbeitern. Ihre Stellung als Arbeitgeber erlaubt ihnen, die wirthschaftliche Lage ihrer Angestellten wesentlich zu fördern. Und die Situation der Kommunalarbeiter wirkt wieder günstig auf die Schichten der übrigen Arbeiterschaft ein. Kurz und gut, eine weitherzige, freiheitliche Selbstverwaltungs-Gesetzgebung hat einen eminenten Werth für die Sozialpolitik der Arbeiterklasse.

In unserem heutigen Landtage ist aber der Geist des Dreiklassenwahlgesetzes der Hans Dampf in allen Gassen. Er beseelt alle Organisationen der Selbstverwaltung und hält von ihnen jeden erfrischenden freiheitlichen Luftzug fern.

Der preussische Staat nöthigt ferner seinen streng autoritären Charakter den lieben Unterthanen von Kindesbeinen an auf. Staatliche Behörden

führen eine peinlich genaue Aufsicht über alle Volksschullehrer, sie bestimmen den Lehrplan und die Unterrichtsmittel und schrecken in ihrer hellen Begeisterung für den Zwang nicht vor einem direkten Druck auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Dissidentenkinder zurück. An einem alten, mehrhundertjährigen Katechismus wird die Jugend des evangelischen Volkes gebildet. Vielleicht soll sie dadurch ein frühzeitiges Verständniss für die Eigenart des religiösen Empfindens und Denkens unserer braven Altvorderen erhalten. Fürwahr, ein weitsichtiger Gedanke für die historische Erziehung des Volkes! Mit den beschränkten Begriffen eines Luthers über den blinden Gehorsam gegen die Obrigkeit wird die Seele des Schulkindes vielfach aufgesäugt. In der Geschichte lernt die liebe Jugend nur einen jämmerlich kleinen Ausschnitt aus der Welthistorie kennen. Sie weiss mitunter nur die Herrscher des kleinen winzigen Erdfleckchens aufzuzählen, das sich der brandenburgisch-preussische Staat nennt. Und so geschieht es denn oft, dass der lieben Schuljugend der kleinste preussische Prinz eine vertrautere Persönlichkeit ist als der grosse Perikles. Die preussische Monarchie erscheint ihr als das eigentliche Zentrum der Geschichte. In sinniger Weise nimmt mitunter noch der Schulmeister auf das kindliche Bedürfniss nach Märchen Rücksicht und webt manch' artige Geschichtsfabel in den Unterricht hinein. Und muss der Aermste dies nicht wohl oder übel thun, wenn er z. B. aus den „Ergänzungen zum Seminar-Lesebuch“ sein historisches Wissen über die deutsche Sozialdemokratie geschöpft hat?

Wie gründlich Kehraus könnte nun ein freiheitlicher Landtag mit diesen zurückgebliebenen Unterrichts-Zuständen halten! Er könnte den Unterrichtsstoff in Uebereinstimmung mit den Resultaten der Wissenschaft bringen, er hätte Macht genug, die Schule von der Vormundschaft der Geistlichkeit zu befreien!

Aber werden wir dies von dem Landtage des Dreiklassenwahlrechts erwarten können? Nimmermehr! Alle die grossen kulturellen und sozialpolitischen Aufgaben, die eine aufstrebende Klasse an ihn stellt, werden ewig unerfüllt bleiben. Daher hat die Arbeiterklasse den brutalen Klassenegoismus des Landtags an den Pranger zu stellen. Sie hat die systematische Verletzung ihrer grossen Lebensinteressen durch jene rückständige Körperschaft den weitesten Kreisen bekannt zu machen, damit der Drang des Volkes nach Abschaffung des jammervollen Pseudokonstitutionalismus, der den Namen des preussischen Landtags trägt, immer nachhaltiger, immer elementarer wird. Die Arbeiterklasse sieht sich einem so reaktionären Gebilde wie dem preussischen Landtag gegenüber genöthigt, eine ausserparlamentarische propagandistische Thätigkeit zu entfalten. Die sozialpolitische Aufklärung, ja die Erziehung der breiten Volksmassen, die so arg vom heutigen Staate vernachlässigt wird, hat die vorgeschrittene Arbeiterschaft zu übernehmen. Verdankt doch schon heute unser Volk sein Wissen über die grossen sozialpolitischen Fragen, über die Probleme der Naturwissenschaft und Philosophie meist der Litteratur des Proletariats! Und diese Litteratur kann in Flugblättern, Kalendern, Jugendschriften den tiefen Abgrund aufschliessen, der zwischen den Lehren der Wissenschaft und denen der kümmerlichen Schulweisheit klafft. Sie kann die Märchen

brandmarken, die sich vielfach in den Lehrbüchern unserer Jugend finden. Dank seiner umfassenden Organisation wird dem Proletariate nicht der geringste Schmöker entgehen, der unser Volk wahrheitswidrig erziehen will.

Mit der sozialpolitischen Propaganda zugleich erwächst der vorgeschrittenen Arbeiterschaft eine grosse wirtschaftlich-organisatorische Aufgabe. Ihr liegt die Zusammenfassung der Staatsarbeiter zu leistungsfähigen ökonomischen Verbänden ob. Mit gespannter Aufmerksamkeit muss sie allen Landtags-Verhandlungen folgen, die Licht auf die Verhältnisse der Staatsarbeiter werfen. Sie hat in Wort und Schrift für die Besserstellung dieser Proletarier zu streiten, denen das Koalitionsrecht oft genug verkümmert wird.

In unserer so entwicklungsreichen, arbeitsfreudigen Zeit bietet der preussische Landtag ein beschämendes Bild. Die Mühseligen und Beladenen ziehen aus, um den breiten Massen das Evangelium einer höheren Kultur zu predigen, während der Landtag der satten, übersatten Gesellschaftsklassen in Unthätigkeit versinkt und ein fröhliches Phäakenleben führt.

In der verflossenen Session hatte der Landtag Ende März seinen Etat noch nicht einmal in der zweiten Lesung beendet, so „dass die Regierung vom 1. April, vom Beginn des neuen Finanzjahrs an wochenlang auf gesetzlosem Boden wirtschaften musste: was sie ausgab, war noch nicht bewilligt und darum ungesetzlich und unzulässig“. (Schippel.) Gegenüber dieser selbst von konservativen und nationalliberalen Blättern heftig getadelten, unverantwortlichen Schlämperei und Bummelerei des Landtags hat unser Volk nur den einen Wunsch, die Herren mögen sich ganz den Freuden des Mahles und den Ergötzlichkeiten der Bierreden überlassen und auf die parlamentarische Arbeit ein für alle Mal verzichten. Sie können sich darauf verlassen, das Volk wird ihnen ein fröhliches „Prosit Mahlzeit!“ entgegenrufen.

Technik und soziales Leben.

Von

Heinrich Lux.

(Wilmsdorf.)

Man darf nur von den Wundern der modernen Technik sprechen, und sofort ist neues Oel auf die Lampe des bekannten Zeitungs-Enthusiasmus gegossen. Das Dreier-Licht leuchtet durch viele Spalten, und der Philister legt sich mit dem beruhigenden Bewusstsein zu Bett, ein Kind des XIX. Jahrhunderts zu sein. Mit einem gewissen geringschätzigen Bedauern denkt er an seine Grosseltern, die keine der Sensationen kannten, die die moderne Technik dem Kinde des fin de siècle in jedem Augenblicke seines Lebens bereitet. Was wussten „sie“ von den Lichtfluthen, die aus Wertheims Kaufpalast hervorbrechen, was wussten sie von der Bequemlichkeit des Reisens im Nord-Express von Paris nach Petersburg! — Der Gedanke wäre ihnen märchenhaft gewesen, über das Weltmeer zu sprechen und zu schreiben! Durch dicke Bretter (mit Hilfe der Röntgenstrahlen) hindurchzusehen, Nahrungsmittel in der Retorte aus unorganischen Stoffen zu bereiten (Acetylen als Basis), wäre ihnen wie eine halbe oder ganze Zauberei erschienen! Die Kraft der Niagara-Fälle nach New-York, des Neckars von

Lauffen nach Frankfurt a. M. zu übertragen, hätten sie sich nur mit Hilfe von Seilen und Treibrädern ausführbar gedacht.

In der That ist es ein wohliges Gefühl, inmitten dieser gewaltigen Fortschritte zu leben, an ihnen mitzuarbeiten, ihre Früchte miternten zu helfen. Aber unsere Altvordern mit einem Schlage aus ihrem primitiven Leben in unsere Zeit hineinversetzt, hätten fraglos die Ueberzeugung mitgebracht, dass die fast unumschränkte Herrschaft über die Kräfte der Natur, die der Mensch seit ihrer Zeit gewonnen hat, das Leben Aller müheloser, genussreicher, glücksfreudiger hätte machen müssen. Sie würden sicher sehr erstaunt sein, zu sehen, dass „die Tagesmühe keines Einzigen, der nicht von der Arbeit Anderer lebt, um Nichts erleichtert ist“, dass die Gegensätze zwischen Arm und Reich excessiver geworden sind, dass diese Gegensätze von den Besitzlosen, trotz absoluter Besserung ihres durchschnittlichen standard of life heute weit unerträglicher empfunden werden, als das unerhörte Elend, das in der Gestalt von Hungersnoth, Pest und Krieg die Völker dezimirte, die Länder verheerte, von unseren Urahnen empfunden worden ist.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass die technische Entwicklung des letzten Jahrhunderts die Herstellungsmühe und die Herstellungszeit der nothwendigsten Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände auf ein Minimum beschränkt hat; aber indem die Aneignungsform der Arbeitsprodukte dieselbe geblieben ist, und gleichzeitig durch den allgemein verkürzten Arbeitsprozess die einzelnen Waaren billiger geworden sind, und damit in beschleunigter Folge neue Bedürfnisse geweckt wurden, haben sich die sozialen Gegensätze bis zu einer Höhe zugespitzt, dass eine Katastrophe unausbleiblich erscheint.

Die Arbeit ist bisher noch nicht geleistet worden, die einzelnen, grundlegenden technischen Fortschritte in Bezug auf ihre soziale Rückwirkung zu untersuchen. Es noch besonders auszusprechen, dass die Einführung des Maschinen-Webstuhles und der Maschinen-Spindel überall eine Proletarisirung der selbständigen Weber mit sich gebracht hat, dass der Entwicklungsgang der modernen Textilindustrie in allen Ländern von brennenden Fabriken beleuchtet würde, ist fast eine Plattitüde, nachdem diese Erkenntniss selbst bis in Hauptmanns Weber durchgesickert ist. Aber mehr als diese allgemeinen Züge der Entwicklung sind doch nicht bekannt, und bei der sentimentalen Betrachtung des sozialen Elends herrscht ein ungerechtes Urtheil doch vor. Das Bild gestaltet sich sofort anders, wenn man daran denkt, dass die technischen Fortschritte in der Textilindustrie revolutionirend auf die Maschinenindustrie im Allgemeinen wirkte, dass diese fast aus dem Nichts heraus geschaffen wurden, dass weiter an die Stelle untergegangener handwerksmässig betriebener Industrien ganz neue Industrien traten, und vorhandene Industrien — der Bergbau, die Montanindustrie — zu vordem ungeahnter Höhe anschwellen, zu einer Höhe, dass die proletarischen Handwerker kaum zureichten, um dem neuen Bedürfnisse nach neuen Händen zu genügen.

Die kaleidoskopartige Verschiebung der einzelnen Elemente des Menschen-materiales, die Neuschöpfung von Existenzmöglichkeiten für eine mehr als verdoppelte Bevölkerungszahl, das Durcheinanderlaufen der einzelnen Phasen der Entwicklung, wobei allerdings auch zahllose Individuen erbarmungslos zerrieben worden sind, das soll erst noch zur plastischen Darstellung gebracht werden.

Wir wissen es, in grossen Zügen freilich nur, wie der elektrische Telegraph, wie die elektrische Starkstromtechnik, wie die Chemie der Theer-Farbstoffe und

unzähliges Andere auf der einen Seite immerwährend neues Blut in den Produktionsmechanismus hineingoss, so dass er nicht altern kann, und auf der anderen Seite Katastrophen zeitigte, gegen die der dreissigjährige Krieg ein Kinderspiel ist; aber wir sind noch sehr weit davon entfernt, das Facit der seit einem Jahrhundert andauernden, allgegenwärtigen „grossen Revolution“ ziehen zu können. Wir haben auch noch nicht einmal ein überschlägliches Urtheil darüber, ob die Summe des Glückes, das die technische Revolution gebracht hat, die Summe des gleichzeitig von ihr erzeugten Elendes übersteigt, ob das Verhältniss ein anderes ist als in den vergangenen Kulturepochen.

Es ist aber sehr wohl möglich, dass das Missverhältniss in dem sozialen Leben zwischen Besitzenden und Besitzlosen gross genug ist, um einen Druck bis zur Explosion in den unteren Schichten zu erzeugen, und dass trotzdem die ganze Summe aus positiven und negativen Grössen, die Skala des Kultur-Barometers, doch grösser als Null ist. Diese Summe ist bisher noch nicht gezogen worden, und es erscheint mir auch kaum möglich, dass ein Einzelner im Stande ist, diese Arbeit zu leisten. Dazu gehört die intimste Kenntniss der technischen Entwicklung aller Disziplinen, der Rückwirkung eines technischen Fortschrittes auf das gesammte Gebiet der Technik, und dazu gehört gleichzeitig eine so umfassende, von der Statistik bis in seine minimalsten Details gestützte Kenntniss des sozialen Lebens, dass mir die Umfassung des überwältigenden Materiales durch einen einzelnen Menschen undenkbar erscheint.

Und doch ist die Ausführung einer solchen Arbeit eine kulturhistorische Nothwendigkeit. In der Zeit, wo wir mitten drin in der sozialen Revolution stehen, die mit zäher Gewalt zur Lösung drängt, hat der vierte Stand ein ganz anderes, unendlich klareres Bewusstsein von seiner Kulturmission, als es der dritte Stand am Vorabende der bürgerlichen Revolution gegen den Feudalismus besass. Diese Thatsache allein drückt der sozialen Revolution der Gegenwart ihr eigenartiges Gepräge auf, ein Gepräge, dessen innersten Ursprung wir wieder auf die kulturelle Förderung durch die entwickelte Technik zurückführen müssen.

Die mathematische Methode in der Soziologie und politischen Oekonomie.

Von
Leon Winiarski.
(Genf.)

Das Bestreben jeder Wissenschaft geht mit zunehmender Reife naturgemäss dahin, die strikte Form mathematischer Betrachtungsweise anzunehmen. Das gilt natürlich auch für die politische Oekonomie. Daher verlangt Jevons¹⁾ durchaus mit Recht, sie sollte eine rein mathematische Wissenschaft werden. Und zwar stellt er sich dies so vor: Da er findet, dass die Grössen, mit welchen wir zu thun haben, stetigen Veränderungen unterworfen sind, so kommt er dazu, die Differential-Rechnung auf die geläufigen Begriffe, wie Nützlichkeit, Werth, Nachfrage, Angebot, Kapital, Zinsen etc. anzuwenden. Da man es hier mit Dingen zu thun hat, welche mehr oder weniger gross sein können, so sind die Verhältnisse und die Gesetze dieser Erscheinungen mathematisch ausdrückbar. Solcher Art sind die Beziehungen von Angebot und Nachfrage zu den Preisen der Waaren. Nun ist es eine

¹⁾ Theory of Political Economy, p. IV.

Sache reiner Konvention, ob wir die an sich mathematischen Gesetze der Oekonomie durch Worte oder durch Symbole: x , y , z bezeichnen. Unsere gewöhnliche Sprechweise allein genügt nicht, um so komplizierte Relationen auszudrücken. Die mathematischen Symbole aber, die sich ihrer Natur nach von der gewöhnlichen Sprache nicht unterscheiden, bieten ein vervollkommenes System dieser Sprache, indem sie in sich die Anwendung einer logischen Operation auf spezielle Begriffe und Verhältnisse enthalten. Das Vorurtheil, welches gegen die Anwendung der Mathematik in den sozialen Wissenschaften besteht, hat seine Ursache in der weit verbreiteten Meinung, dass man, um genaue Ergebnisse zu erhalten, nur mit genau gegebenen Thatsachen rechnen kann. Das stimmt aber durchaus nicht. Man kann Beziehungen zwischen unbestimmten Grössen als Funktionen von Variablen auf genau dieselbe Art berechnen, wie man die Beziehungen zwischen genau bestimmten Grössen berechnet. Sämmtliche Wissenschaften gehen von unbestimmten Begriffen aus, die erst allmählich genauer umrissen werden. Wer konnte vor Pascal ahnen, dass man den Zweifel oder den Glauben würde messen können? Jetzt existirt eine solche Messung in der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Man braucht nur noch die Berechnung der Empfindungen, der Lust, des Schmerzes, um die mathematische Oekonomie, die mathematische Ethik, kurz, die mathematische Sozialwissenschaft zu haben.

Es ist kein Zweifel, dass Lust und Schmerz Begriffe sind, welche eine Quantitätsbestimmung zulassen. Man kann sogar sagen, dass alle Industrie- und Handels-Unternehmungen in einer quantitativen Vergleichung von Vortheilen und Nachtheilen bestehen. Selbst die abstraktesten Moral-Theorien erkennen den quantitativen Charakter ihres Gegenstandes an.

Man kann einwenden, dass den sozialen Wissenschaften die erste Bedingung jeder Berechnung, die Einheit fehle. Nun existirt aber ein solches Maass, in abstracto wenigstens. Die Nützlichkeit hat zwei Dimensionen: die Intensität und die Zeit (in Uebereinstimmung mit der psycho-physiologischen Theorie Fechners). Die Einheit des Lustgefühls ist also ihr unendlich kleiner Zuwachs nach diesen beiden Dimensionen. Das ist die Einheit der ökonomischen Berechnung.

Dieses Maass existirt noch nicht vollständig als Thatsache, aber es bildet sich mit der psychischen Entwicklung; z. B. unterscheidet ein gebildeter Mensch seine Eindrücke besser als ein Bauer, dieser wieder besser als ein Thier. Das Unterscheidungsvermögen und die Schätzung der psychischen Wahrnehmungen zeigen eine stetig fortschreitende Tendenz.

Für die moralische Berechnung fehlt noch eine Dimension; man muss das Lustgefühl einer Person mit demjenigen einer anderen vergleichen; man muss das Lustgefühl einer ganzen Gruppe abschätzen, oder das durchschnittliche Lustgefühl. Es ist nothwendig, diese Vergleichung zuzulassen, wenn man von einer Moral und einer Wissenschaft der Moral sprechen will. Diese Einheit hat noch nicht ihre ganze Entwicklung durchgemacht. Man muss annehmen, dass ein unendlich kleiner Zuwachs des Lustgefühls, empfunden von wem es auch sei, denselben Werth in derselben Zeit hat. Ist einmal die Möglichkeit zugegeben, das Lustgefühl und die Nützlichkeit bei verschiedenen Personen mit einander zu vergleichen, zugegeben, dann wird diese Dimension durch die Zahl gemessen. Eine Menge von Lustgefühl besteht in einer gewissen Anzahl Intensität-Einheiten während einer gewissen Anzahl Zeit-Einheiten. Die Zahl-Dimension bietet keine Schwierigkeit: sie ist Sache der Berechnung. Die Zeit-Dimension auch nicht; sie ist Sache der Messung. Aber mit der ersten Dimension, der Intensität, verlassen wir den Boden der bestimmten Objektivität, die Schätzung bietet hier unübersteigbare Hindernisse.

Aber, meint Edgeworth,²⁾ wir können doch beobachten, dass hier eine grössere, dort eine kleinere Masse von Lustgefühl-Einheiten, von Glück vorhanden ist, und das

²⁾ Mathematical psychics, p. 9.

genügt. So haben wir ein objektives, wenngleich sehr unbestimmtes Maass des Lustgefühls. Edgeworth meint mit Recht, dass es möglich sei, mit diesen unbestimmten Ergebnissen über die Menge des Lustgefühls in der Sozialwissenschaft mathematisch zu urtheilen, wenn auch in numerisch nicht bestimmter Art.

Vielleicht wird uns die Physiologie in einer mehr oder weniger fernen Zeit ein Mittel an die Hand geben, die Eindrücke objektiv zu messen. Man wird dann, um ein genaues Bild der sozialen Erscheinungen zu bekommen, nur noch nöthig haben, an die Stelle der allgemeinen Buchstaben Zahlen zu setzen. Bis dahin muss das mathematische Raisonement gänzlich im Philosophischen bleiben.

Thatsache ist, dass wir noch kein Mittel besitzen, um direkt die Gefühle des menschlichen Herzens zu messen. Aber das ist kein Hinderniss für die Entwicklung der reinen Nationalökonomie. Wir können die Schwere in ihrem Wesen nicht besser erkennen oder messen, als eine Empfindung; aber wir können die Gleichheit oder Ungleichheit der Empfindungen nach den verschiedenen Entschliessungen des menschlichen Geistes ebenso abschätzen, wie die Schwere nach ihren Wirkungen auf die Bewegung eines Pendels, und seine Schwingungen sind auf das Genaueste in den Preisen der Waaren registriert.

Man wendet die Einheiten nur an, um Grössen mit einander zu vergleichen, aber wenn dies direkt geschehen kann, braucht man keine Einheiten. Der Geist des Individuums ist die Waage, welche ihre eigenen Vergleichen macht, und der höchste Richter der Gefühls-Grössen. Es ist eine Tautologie, wenn man sagt, dass von zwei Lustgefühlen das grössere eine Handlung bestimmt; denn die resultirende Handlung allein giebt ja erst an, welches das grössere war. Es giebt keine objektiven Lustgefühle; sie sind das, wofür der Geist sie hält; wir können keine Wahl treffen, keine Willensäusserung von uns geben, ohne ein Uebermaass an Lustgefühl in irgend einer Richtung anzuzeigen.

Es ist wahr, dass der Geist oft schwankt, wenn er eine Wahl von grosser Wichtigkeit trifft; das ist der Fall, wenn er die volle Quantität des Lustgefühls nicht voraussehen oder umfassen kann. Der Geist kann Gefühle nicht messen, addiren oder subtrahiren, wenn es sich um grosse Mengen handelt, besonders wenn sie sich erst in der Zukunft verwirklichen können; wessen er sicher ist, das ist einzig der momentane Eindruck, vorausgesetzt, dass wir einen unendlich kleinen Theil desselben betrachten.³⁾ Wenn man zwischen zwei Gütern zu wählen hat, giebt man sich Rechenschaft darüber, welches man zur Zeit am meisten braucht. Zum Ausgangspunkt der ganzen Betrachtung müssen einige einfache Prinzipien oder Axiome genommen werden, welche die Natur des menschlichen Geistes betreffen; so wie die Mechanik auf einigen einfachen Gesetzen der Bewegung basirt. Solche Axiome sind: dass jede Person das Gut wählen wird, welches ihr am grössten erscheint; dass die menschlichen Bedürfnisse mehr oder weniger schnell befriedigt werden; dass die Arbeit, je länger man sie fortsetzt, umso mehr ermüdet. Das sind einige einfache Wahrheiten, auf welche man eine vollständige mathematische und deduktive Theorie der Nationalökonomie aufbauen kann. Diese Theorie setzt durchaus die Berechnung des Lust- und Schmerzgefühls voraus. Aber man darf daraus nicht schliessen, dass die mehr oder weniger groben Lust- und Schmerzgefühle als Beweggründe angenommen sind, welche genügen, um alle menschlichen Handlungen zu erklären. Wenn unsere Theorie das einzige Kriterium von Gut und Böse in der Menge des Glückes, des Lustgefühls, sieht, welche sie verschaffen, so fasst sie diese Worte im weitesten Sinne auf. Alles, was für uns von irgend einem Interesse oder von irgend einer Wichtigkeit ist, verursacht Lust- oder Schmerzgefühle, Impulse, welche unsere

³⁾ In der That nehmen wir niemals den ganzen Eindruck wahr, ebenso wie wir bei der Betrachtung eines Gegenstandes in jedem Augenblick nur einen Punkt desselben sehen.

Handlung bestimmen. Diese können der Gegenstand unserer Berechnung sein und bilden die Grössen, welche von den sozialen Wissenschaften behandelt werden sollen, die so zu einer mathematischen Form gelangen. Der Mensch hat natürlich sehr verschiedenartige Gefühle. Er ist rein physischen Lust- und Schmerzgefühlen unterworfen. Er ist aber auch fähig, sich zu verschiedenen moralischen und intellektuellen Gefühlen zu erheben. Ein höheres Motiv kann in ihm eine ganze Reihe von Gefühlen anderer Art aufwiegen. Die Familien- oder Freundschaftsgefühle können ihn dazu treiben, sich die Befriedigung gewisser physischer Wünsche zu versagen. Die Pflichten gegen die Allgemeinheit können seine Familienneigungen übertreffen. Aber alle diese Fälle können so berechnet werden, als wären es Kämpfe zwischen Lust- und Schmerzgefühlen verschiedener Art und verschiedenen Grades.

Der wahre Begründer der reinen Nationalökonomie, Cournot, hat in seinen „Recherches sur les principes mathématiques de la théorie des richesses“ (1838) bereits klar gezeigt, worin die Anwendung der Mathematik auf die Nationalökonomie besteht. Er geht von dem Gedanken aus, dass die Nachfrage nach einer Waare in dem Maasse abnimmt, wie ihr Preis steigt und umgekehrt. Das ist eine Sache der täglichen Erfahrung. Er zieht so die Kurve der Nachfrage als abnehmende Funktion des Preises. Er hat auch die mathematische Theorie des Monopols abgeleitet. Sein Werk wurde vollständig missachtet und ignoriert.

Im Jahre 1855 nimmt Gossen wieder denselben Gegenstand auf, aber von einem anderen Gesichtspunkte aus; sein Ausgangspunkt ist: die empirische Thatsache, dass die Intensität unserer Bedürfnisse in dem Maasse ihrer Befriedigung abnimmt. Er zieht also die Kurve der Intensität des letzten befriedigten Bedürfnisses (was er Werth des letzten Atoms nennt) als abnehmende Funktion der konsumirten Waarenmenge, und entwickelt aus ihr eine Formel für die Theilung zweier Waaren unter zwei Individuen, in Hinblick auf das absolute Nützlichkeitsmaximum, durch die Gleichheit der Intensitäten der mit jeder der beiden Waaren bei beiden Individuen befriedigten letzten Bedürfnisse.

Im Jahre 1862 zieht Jevons dieselbe Kurve wie Gossen, und im Jahre 1871 stellt er in seiner „Theory of Political Economy“ die Formel derselben auf, aus dem Tausch zweier Waaren unter zwei Individuen.

Im Jahre 1873 nimmt L. Walras das Problem wieder auf, indem er es verallgemeinert: er giebt eine Theorie des Austausches zweier Waaren unter einer beliebigen Anzahl von Austauschenden; und in seinen „Elements d'économie politique“ (1874) entwickelt er eine vollständige Theorie des Austausches, der Produktion und der Kapitalisirung, und ein System des ökonomischen Gleichgewichts, welches sich aus ihr ergibt.

Durch diese Untersuchungen ist ein vollständiges System der Nationalökonomie aufgebaut worden. Der einzige Vorwurf, welchen wir diesem System zu machen haben, ist derjenige, dass Walras die Arbeit auf dieselbe Stufe stellt wie das Kapital. Nun können aber die Besitzer dieses letzteren sein Angebot begrenzen, indem sie es auf öffentliche Zinsen geben, was man mit der Arbeit nicht thun kann. Ebenso kann der Kapitalist im Falle eines Geschäftsstillstandes sein Kapital selbst angreifen und ruhig bessere Zeiten abwarten, was dem Arbeiter unmöglich ist. Dieser kann sein „persönliches Kapital“, wie Walras sich ausdrückt, seinen Körper nicht angreifen. Diese Unmöglichkeit, zu warten, bringt den Arbeiter in eine im Vergleich zum Kapitalisten untergeordnete Lage, und schafft für diesen letztern eine Art Monopol, welches die Ausbeutung bedingt. Indessen erkennt Walras wenigstens den Monopol-Charakter des Bodens an; darum verlangt er auch seine Verstaatlichung. Meiner Meinung nach muss man aber den Begriff des Monopols auf das Kapital im Allgemeinen in seinen Beziehungen zur Arbeit anwenden, was alle bisher von der reinen Nationalökonomie gewonnenen Resultate beträchtlich ändern und allein ein

richtiges Bild von der wirklich existirenden Gesellschaft geben wird; bis jetzt beschäftigen sich die mathematischen Nationalökonomien eigentlich mit einer rein hypothetischen, auf der idealen freien Konkurrenz basirenden Gesellschaft.

Jedenfalls macht die reine Nationalökonomie grosse Fortschritte, wie die Arbeiten von Marshall, Edgeworth, Wicksteed, Launhardt, Lehr, Auspitz, Lieben, Barone, Clark, Fisher und Anderen beweisen.

Wir wollen jetzt, um die Deduktionen durch ein Beispiel zu erläutern, einige Anwendungen mathematischer Theoreme auf die Soziologie wirklich versuchen.

Man bemerkt sehr bald, dass alle Probleme der Sozialwissenschaft wie Maximum-Probleme betrachtet werden können. Denn die Oekonomie hat zum Gegenstande die Anordnung unter wirkenden Kräften, von denen jede dem Maximum ihrer Nützlichkeit zustrebt, die Ethik und die Politik haben zum Gegenstand die Anordnung, welche ein absolutes Maximum der allgemeinen Nützlichkeit bewirkt. Nehmen wir z. B. eine wichtige Frage, welche nur auf mathematische Weise gelöst werden kann. Man sucht eine gegebene Menge von Brennmaterial unter eine gegebene Menge Maschinen zu vertheilen, welche über verschiedene Wirkungsgrade verfügen, so, dass man die grösstmögliche Summe von Totalenergie erhält. Eine Maschine ist wirksamer als eine andere, wenn sie mit derselben Kohlenmenge eine grössere Menge Energie giebt. Muss man bei dieser Vertheilung die grössere Portion Kohle der Maschine geben, welche wirksamer, oder der, die weniger wirksam ist? Die Mechanik antwortet im ersten Sinn. Die Maschine mit der grösseren Kraft muss mehr Brennmaterial erhalten, aber sie muss auch mehr Arbeit leisten.

Dieses Beispiel ist eine Illustration des Problems, wie eine wirklich zweckgemässe Vertheilung des Reichthums in der Gesellschaft stattzufinden hat. Wir sehen, dass die absolute gleichmässige Vertheilung durchaus nicht die Vorbedingung für das grösstmögliche Glück Aller ist. Die mathematische Theorie der Moral läuft vielmehr auf das wohlbekannte Prinzip hinaus: „Jedem nach seinen Bedürfnissen, Jeder nach seinen Fähigkeiten.“

Die Berechnung der Maxima und Minima ist diejenige Operation, welche auf die Oekonomie und die Ethik am meisten Anwendung findet. Die Sozialwissenschaft und dieser Calcul gehen von demselben Ausgangspunkte aus: von gegebenen quantitativen Relationen, und führen zu demselben Resultat: zur Bestimmung des Maximums. Es ist also ganz natürlich, dass sie dieselbe Methode anwenden.

Das Prinzip des grösstmöglichen Glückes (Lustgefühls) — gleichviel, ob der Allgemeinheit oder des Individuums — welches den höchsten Gipfel der Moral und der Oekonomie bildet, ist gänzlich analog dem Prinzip des Maximums der Energie, welches eine der höchsten Verallgemeinerungen der Physik bildet. Auf Grund dieses Prinzips ist der Calcul auf die physikalischen Erscheinungen anwendbar, welche durchaus nicht weniger komplizirt sind, als die des menschlichen Lebens. Die Anwendung der Mathematik auf die Welt der Seele ist auf der Annahme begründet, dass das Lustgefühl eine Begleiterscheinung der Energie ist. Wenn man dem zusammengesetztesten Mechanismus in irgend einem Punkt einen Anstoss giebt, kann man mathematisch beweisen, dass jeder Theil dieses Mechanismus sich derartig bewegen wird, dass das Ganze zu dem Maximum der Energie gelangt, welches mit der Konstruktion des Mechanismus vereinbar ist; das ist das Lagrange-Bertrandsche Theorem. Dieser Grundgedanke der Dynamik ist identisch mit der Auffassung der Ethik. „Und eine praktische und philosophische, obgleich nicht numerisch genaue Lösung ist für das Problem der Anziehung der Seelen möglich, wie sie für das der Anziehung der Körper existirt.“⁴⁾ Das Theorem ist auf das utilitarische

⁴⁾ Edgeworth, a. a. O., p. 11.

Problem anwendbar, welches die grösstmögliche Summe des allgemeinen, sozialen Glückes behandelt.

Aber auch der Gegenstand der Oekonomie, deren wirkende Kräfte nur aus eigenem Interesse handeln, kann nach der psychologischen Hypothese, welche wir hier machen, genau so betrachtet werden, wie die Realisirung des Glücks-Maximums. In beiden Fällen haben wir das nämliche Maximum-Prinzip, welches sich nur in verschiedenen Zuständen verwirklicht, entweder in der vollständigen Desintegration und egoistischen Isolirung des ökonomischen Lebens, oder unter der Voraussetzung utilitarischen Gemeinsinns, wenn das Lustgefühl des Anderen das unsere wird. Man kann also sagen, dass die letzten Prinzipien der Oekonomie und der Ethik nur Folgerungen des Lagrange-Bertrandschen Gesetzes sind.

Wenn man eine Kraft auf die Totalität eines Mechanismus oder auf seine Moleküle wirken lässt, so wird sich jeder Theil derartig bewegen, dass die Totalität das Maximum der Energie hat. Dieses Gesetz ist nicht allein auf eine Vielheit von Atomen anwendbar, sondern ebenso auch auf eine Vielheit von Seelen. Wenn eine Gesellschaft über eine Menge Reichthümer verfügt, so wird sie diese derartig unter ihre Mitglieder vertheilen, dass das Maximum des unter den gegebenen Bedingungen möglichen Glückes vorhanden ist.

Die ganze Moral ist vielleicht nur der Ausdruck dieses Gesetzes der Mechanik, welches sich so nicht allein in der materiellen Welt, sondern auch in der ganzen menschlichen Gesellschaft verwirklicht. Ebenso kann es auch auf jeden einzelnen Menschen angewendet werden. Das Spiel seiner Kräfte wird derartig sein, dass er das Maximum des Glückes erhält, welches mit den vorhandenen Bedingungen des allgemeinen Glückes vereinbar ist, die wir wieder nach demselben Gesetz gefunden haben.

Wir sind also auf eine grossartige Theorie gekommen, welche uns die Gesetze der materiellen Welt in der Thätigkeit des Individuums und der Gesellschaft wiederfinden lässt.

Man wird nun bis zu einem gewissen Grade auch die anderen Gesetze der Mechanik auf die Soziologie anwenden können. Da giebt es z. B. folgendes interessante Gesetz: Wenn wir eine Masse von Molekülen annehmen, welche sich einmal so bewegen, dass sie sich bald einander nähern, ein andermal so, dass sie sich von einander entfernen, so ist ihre kinetische Energie im ersten Falle grösser als im zweiten. Dies-Gesetz führt uns vielleicht auf die Erklärung der Vortheile der einfachen Kooperation.

Die „soziale Mechanik“ wird sich eines Tages wohl der „kosmischen Mechanik“ an die Seite stellen können; beide auf der Höhe des Maximum-Prinzips thronend, welches der höchste Gipfel der Sozial- wie der Naturwissenschaft ist.

Ebenso wie im materiellen Welfall die Bewegungen jedes Theilchens, ob es frei oder mit den andern verbunden ist, der Maximal-Summe der angehäuften Energie untergeordnet sind, ebenso können die Bewegungen jeder Seele, ob sie egoistischerweise isolirt, oder von Altruismus geleitet ist, beständig die Maximal-Energie des Lustgefühls verwirklichen. Die soziale Mechanik gehört vollständig der Zukunft an. Die Schönheit ihrer ältern Schwester ist mit blossen Auge sichtbar; die entstehenden Züge der andern sind noch nicht genau erkennbar. Das Lustgefühl hat sich im Laufe der Entwicklung über andere Energieformen des Subjekts erhoben, über die Energie der Glieder, die unbewusste Energie des Herzens und sogar die bewusste Energie des Gehirns; es bestimmt ihre Handlung, wie eine feine Feder, welche eine Höllenmaschine losgehen lässt.

Das Lustgefühl, diese höchste Kraft, leitet alle spekulativen und aktiven Organe des menschlichen Körpers, den sich Edgeworth daher als einen von einem Wagenführer gelenkten Wagen vorstellt. Aus einem System solcher Wagenführer und Wagen wird die Sozialwissenschaft gebildet. Die Anziehungen zwischen den führenden Kräften, die Kollisionen

zwischen den Wagen bieten einen Schein von quantitativer Regelmässigkeit inmitten der ungeheuren erschreckenden Komplizirtheit dar, welche in ihren Hauptzügen etwa der auf dem Gebiete der Elektrizität und des Magnetismus ähnelt. Die Auffassung des Menschen als einer Lustmaschine, Man as a pleasure machine, kann die Anwendung der mechanischen Terminologie in der Sozialwissenschaft rechtfertigen und erleichtern.⁵⁾

Pessimismus und Stoicismus.

Von

Giovanni Lerda.

(Genua.)

Alle Erscheinungen des psychischen Lebens sind an die ökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft gebunden, und man sollte aufhören, dem einzelnen Individuum einen wesentlichen Einfluss auf die Lehren oder Glaubensrichtungen eines Volkes oder einer Epoche zuzuschreiben. Der Einzelne kann in seinem Denken und Thun eine Tendenz der Gesellschaft — sei sie normal oder anormal — verkörpern, aber er kann sie weder schaffen noch ihr die Richtung geben. Wenn ein asketischer Schwärmer, ein Philosoph oder ein Dichter die Menge mit sich fortreisst, so pflegt man ihm und seiner Lehre das Verdienst oder die Schuld dafür anzurechnen, aber man sucht nicht nach den natürlichen Ursachen, die diese Bewegung bestimmt haben können, noch weniger sieht man die innige Verbindung, die zwischen den Gedanken und Handlungen des Individuums und den Bedürfnissen und dem Bewusstsein der Masse besteht. So finden wir heute noch Viele, die für die moderne sozialistische Bewegung einfach einige Agitatoren verantwortlich machen, und die Verfolgungen, womit die meisten europäischen Regierungen diese Agitatoren bedenken, beweisen, dass auch die, die sich zu Lenkern der Völkergeschicke berufen glauben, über die Kausalität in der Welt der gesellschaftlichen Phänomene nicht klar sind und es weiter mit der überkommenen metaphysischen Denkweise halten, nach der die Seele, der Willen des Individuums die erste und einzige Ursache jeder gesellschaftlichen Bewegung ist.

In dem Stoicismus sah man früher und sehen Viele noch heute die Ablehnung des gebildeten und rechtschaffenen Sinnes gegen die Tyrannei und tiefe Verderbtheit, die sich in der römischen Gesellschaft im letzten Jahrhundert der Republik und unter den Kaisern geltend machten, den höchsten Ausdruck der individuellen Tugend, eine erhabene Forderung der moralischen Vervollkommenung, eine Lehre, die die Lust und den Schmerz, ja das Leben selbst, verachten lehrte.

So haben die Grundlinien der Doktrin und einige leuchtende Beispiele persönlicher Tüchtigkeit genügt, um für Viele die genetischen und spezifischen Charaktere jener Philosophie zu bestimmen, der so grosse Bedeutung für den Gang der Ideen und die Entwicklung der Moralsysteme der europäischen Kulturmenschheit zukommt, und die sich unschwer einer weit umfassenderen politischen und sozialen Bewegung hätte einordnen lassen, wenn man sich von den Kriterien einer spiritualistischen und individualistischen Psychologie frei gemacht hätte.

Meines Erachtens war der Stoicismus nichts als eine Form des Pessimismus. In ihm kommt die Depression der funktionellen Energie, die Erschlaffung und Abspannung der besten sozialen Kräfte zum Ausdruck; er ist eine rein passive

⁵⁾ Vergl. Edgeworth, a. a. O., p. 15.

Reaktion auf trostlose Zustände. Seine Lehre, wie wir sie besonders in den Werken des Seneca finden, zeugt zur Genüge von der tiefen Erschlaffung, die die Gewissen besiegt und die klare Erkenntniss des Lebens und seine praktischen Beziehungen zerstört hatte. Allein die Thatsache, dass der Stoicismus das Leben an sich als ein Uebel und den Tod als das höchste Gut ansieht, könnte genügen, um ihn unter die Manifestationen jenes Pessimismus zu rechnen, der sich in vielen Epochen der Menschheitsgeschichte geltend gemacht hat, aber um eine philosophische oder religiöse Doktrin pessimistisch zu nennen ist es nicht genug, dass sie eine gegebene Lebens- und Gesellschaftsanschauung vertreten: es muss auch eine gewisse Analogie der Ursachen, die zu dieser Anschauung führen, vorhanden sein.

Darum ist es angemessen, zunächst kurz zu untersuchen, worin jene pathologische Erscheinung, die wir Pessimismus nennen, besteht, wonach es dann leicht sein wird, die Beziehungen zwischen ihr und dem Stoicismus festzustellen.

Zu allererst haben wir hier aber eine Unterscheidung zu machen: wir müssen individuellen und sozialen Pessimismus unterscheiden, nicht nur wegen ihrer verschiedenen Ausbreitung und Bedeutung, sondern weil auch ihre Entwicklungsursachen theilweise verschieden sind.

Wenn ein Mensch nach einer langen Reihe von Unfällen, von Sorgen und Enttäuschungen den Glauben an das Leben verliert, an jedem Ideal irre wird und, erfüllt von dem Gefühl der Ungerechtigkeit und Bitterkeit des Daseins, sich gegen das Leben auflehnt und dem Tode entgegensieht als seinem Rächer an den Menschen und dem Schicksal, wenn er sich unter den Schlägen des Schicksals windet und krümmt und seine ganze Kraft, seine ganze Tüchtigkeit, seinen ganzen Glauben in Scherben gehen sieht, sein Selbst aufgibt, um es einem Gott zum Opfer zu bringen, glücklich in der einst unverstandenen Hoffnung eines jenseitigen Lebens oder in Erwartung der Ruhe, des Vergessens, des ewigen Nichts, das seiner harrt, — so haben wir darin wahre Fälle von individuellem Pessimismus, obwohl sie in der Regel nicht als solche gelten. Denn wenn die Psychiatrie bei diesen im Kampfe des Lebens unterliegenden Individuen eine eingehende Anamnese machen könnte, würde sie die Schwäche und Entartung alternder Organismen finden, solcher, die kein volles Erbtheil an Kraft angetreten oder das ihre schon verbraucht haben, also eben die Bedingungen, an die auch das Entstehen des individuellen Pessimismus gebunden ist. —

Alle alten Zivilisationen geben immer eine bedeutende Anzahl Psychopathen, und die pessimistische Auffassung und Deutung des Daseins kann nur als eine krankhafte Form des Geisteslebens angesehen werden, die in enger Beziehung zu erbter oder erworbener Degeneration steht. Dazu kommt, dass das moderne Leben mit seinem Reichtum an Erregungen, Kämpfen und beständigem Wechsel, die dahin führen, die Menschen schnell zu verbrauchen und abzunützen, die Tendenz hat, die Zahl Derer zu vermehren, die, müde und enttäuscht, den Wechselfällen des Lebens nicht mehr gewachsen sind und dem beständigen Wandel der äusseren Bedingungen sich nicht anzupassen vermögen. Auffallend ist, dass nicht die armen Klassen, die am härtesten vom Elend geprüft werden, das grösste Kontingent von Psychopathen stellen, sondern die besitzenden und gebildeten, wie die Stadt eine grössere Anzahl von Neurasthenikern, Hypochondern, Irren und Selbstmördern bietet, als das Land, weil in den obern Klassen, in der

Grossstadt das Leben intensiver gelebt wird, und die Ursachen der Degeneration, an denen das moderne Leben so reich ist, sich dort in höchstem Maasse entfalten.

Noi siamo i figli dei padri ammalati,
Aquila al tempo di mutar le piume,

sagt Praga in einem seiner Gedichte, und gerade die im Leben Gealterten und müde Gewordenen suchen den Kampf zu fliehen und fluchen Allem, was ihren Frieden stört; da aber das Leben nichts ist als Kampf, so kommen sie dahin, dem Leben selbst zu fluchen.

Wir wissen, dass in der Regel die in höherem Alter gezeugten Kinder, auch wenn sie keine weiteren Entartungsmerkmale zeigen, schwach, energielos, traurig und hypochondrisch sind; auch eine erworbene Krankheit, die den Organismus schwächt, kann einen Seelenzustand bestimmen, der eine pessimistische Weltanschauung entstehen lässt. Aber häufiger ist der individuelle Pessimismus die Folge einer pathologischen erblichen Belastung, und wenn wir seine grössten Apostel in diesem Jahrhundert betrachten, Leopardi und Schopenhauer, so finden wir, dass Leopardi¹⁾ unter seinen Vorfahren Neurastheniker, Hypochonder und Idioten hatte, während wir von Schopenhauer²⁾ erfahren, dass seine Grossmutter väterlicherseits im Alter blödsinnig wurde, ein Bruder seines Vaters Idiot, und der Vater selbst, obwohl ein Mann von hoher Intelligenz und Charakterstärke, Hypochonder war, der an unheilbarer Taubheit litt und von dessen Tode nicht feststeht, ob er einem Unglück oder selbstmörderischer Absicht zuzuschreiben war.

Nach dem Gesagten ist leicht zu verstehen, dass --- ohne die Einflüsse der Umgebung, des Milieu, ausser Acht zu lassen ---, diese individuellen Erscheinungen im Lichte der Anthropologie und Psychologie betrachtet werden müssen und die äusseren Bedingungen erst in zweiter Linie kommen, während diese im sozialen Pessimismus, wie er etwa in der Form des Buddhismus oder des Christenthums zum Ausdruck kommt, die Hauptursachen der geistigen und sittlichen Depression sind und also im Vordergrund der Untersuchung stehen müssen. In jedem Falle ist der Pessimismus eine Depressionserscheinung. Während er aber in seiner individuellen Form seine Basis hauptsächlich in der erblichen Belastung hat, muss man die Entstehungsursache des sozialen Pessimismus in den Bedingungen des Milieu suchen. Gewiss lässt sich nicht leugnen, dass die beiden Ursachen in gewissem Grade in einander übergehen oder, richtiger, so innig zusammenwirken, dass sie in manchen Fällen als Eins erscheinen, aber wir dürfen nicht vergessen, dass in einem komplizirten Organismus jede Veränderung durch das Zusammenwirken vieler Elemente zu Stande komme, die, obwohl sie eine treibende Ursache haben, auf verschiedene Weise wirken.

In der That kann man Pessimisten kennen lernen, die keinerlei unmittelbare Ursache haben es zu sein, denn es fehlt ihnen nichts von dem, was man als zum Glück nothwendig ansieht: ihr Pessimismus ist das Produkt ihrer psychischen Anlagen; dagegen halte ich es für ausgeschlossen, dass eine Gesellschaft als Ganzes sich je einer pessimistischen Religion oder Philosophie zugewendet habe, während sie sich in glücklichen Verhältnissen und aufsteigender Entwicklung befand.

Wenn wir einen Blick auf die Geschichte werfen, sehen wir, wie bei jeder wirthschaftlichen oder politischen Krise, die ein Volk durchmacht, auch

¹⁾ Patrizi: Saggio psico-antropologico su Giacomo Leopardi. Turin 1896.

²⁾ Zimmern: Schopenhauer, ital. Ausgabe. Mailand 1897.

eine Depression auf moralischem Gebiete eintritt, die ihrerseits auf ihre Ursache zurückwirkt und so das Uebel steigert. Solche Krisen sind fast immer auf eine Gleichgewichtsstörung, auf eine Verlegung des Schwerpunktes der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse zurückzuführen, wie sie das Auftauchen neuer Triebkräfte im sozialen Leben mit sich bringt, Triebkräfte, die eine in mehr oder weniger ferne Zukunft bevorstehende Umwandlung anzeigen. In der Regel finden diese Krisen ihre Lösung durch die leichte Anpassung des sozialen Organismus an neue Bedingungen, vorausgesetzt, dass sie die bestehenden Verhältnisse nicht zu plötzlich zerstören, oder dass die Thatkraft der Masse im Stande ist, ihre Wirkungen abzuschwächen. Wenn dagegen die Ursachen, die die Krise hervorriefen, aus irgend einem Grunde andauern, so dass sie es dem neuen Stand der Dinge ermöglicht, sich zu befestigen, dann macht der Theil der Gesellschaft, der direkt getroffen und ausser Stande ist, zu reagiren, mit der Veränderung seiner wirthschaftlichen und politischen Lage eine tiefe Umwandlung seines moralischen Lebens durch, die je nach den Eigenthümlichkeiten der Rasse, der Kultur, der Reaktionsfähigkeit und anderer Faktoren sich auf verschiedene Weise manifestiren und die successiven Umwandlungen beeinflussen. Denn wie für die verschiedenen sozialen Triebkräfte des Fortschrittes, so besteht auch für die reaktionären und deprimirenden ein komplizirtes Netz von Zusammenwirkungen und Reflexwirkungen.

Betrachtet man die soziale Lage, die dem Ausbruch jener krankhaften Erscheinung des Geistes- und Gefühlslebens, die man Pessimismus nennt, vorhergeht und ihn begleitet, so finden wir, dass er sich nur in den Gesellschaften mit alter Kultur geltend macht, die die Nothwendigkeit der Erneuerung fühlen, die unter einer Krise laboriren, unter der sich zwar das Alte zersetzt, aber sich kein neuer Weg, kein neues Ziel aufthut, so dass sich das soziale Leben im Bewusstsein der Masse abschwächt, um einer individualistischen Auffassung Platz zu machen, die soweit geht, die Nothwendigkeit des sozialen Lebens selbst zu leugnen.

Seit mehr als einem Jahrhundert macht nun unsere Gesellschaft eine gewaltige Krise durch: wir sehen eine tiefe Gleichgewichtsstörung des ganzen sozialen Lebens, sehen, wie sich ungeheueres Vermögen bilden und das Elend immer furchtbarer wird, wie das sittliche Niveau sinkt, der alte Glaube in die Brüche geht und neue Lehren auftauchen, wie die Mittel der Produktion sich umwandeln; und angesichts dieser und vieler anderen Erscheinungen müssen wir uns fragen, wie es komme, dass in dem Widerstreit so vieler Kräfte, der das Bestehende erschüttert und das Vorspiel einer Umwälzung der ganzen heutigen Gesellschaft ist, sich nicht in den herrschenden wie den beherrschten Klassen jene Erschöpfung und Erschlaffung geltend macht, jene Depression des Geisteslebens und aller sozialen Thätigkeit, jenes Misstrauen gegen das Leben, die sonst die grossen Störungen in den ökonomischen Verhältnissen begleiten. Wie ist es möglich, dass die unterdrückten Klassen immier von Neuem den Kampf wieder aufnehmen, mit einem Aufwande von Kraft und Muth, der so viel grösser ist als ihre Siege? Woran liegt es, dass die Bourgeoisie, die ihrer Gegner nicht Meister wird, immer noch soviel Mannhaftigkeit und Thatkraft bewahrt, trotz der Ursachen der Entartung, die beständig ihre Vitalität zerstören?

(Schluss im folgenden Heft.)





ALEXANDER HERZEN.

Alexander Herzen.

Von

Michael Botkin.

(Zürich.)

Die Zukunft liegt im Sozialismus, er trägt die Keime des neuen Lebens in sich.

A. Herzen.

In der alten Kremlstadt wurde am 25. März 1812 von einem russischen Vater und einer deutschen Mutter ein Kind geboren, welches als Mann den zarischen Despotismus so oft und so gründlich erzittern liess.

Alexander Herzen war dieses kleine Kindchen; seine Geburt wurde von dem Sturm begrüsst, welchen der Corsikaner heraufbeschworen, und sein ganzes Leben ist ein Sturm, ein Kampf mit der alten Welt gewesen.

Sein Vater — ein verabschiedeter Offizier —, gehörte einer adeligen moskowitischen Familie an, war immens reich, europäisch gebildet und, wie es um jene Zeit modern war, auch radikal. Nur war das Unglück, dass er, wie so mancher jener Radikalen, trotz seiner humanen Ansichten ein äusserst anspruchsvoller und selbstischer Aristokrat blieb und den Leibeigenen gegenüber seine herrschaftlichen Ansprüche überall geltend machte.

Seine Mutter stammte aus einer bürgerlichen Stuttgarter Familie, die Jakowlew, so hiess Herzens Vater, — Alexander war ein uneheliches Kind — während seines längeren Aufenthalts in Europa kennen lernte. Sie verliess Vaterhaus und Vaterland und floh mit dem Russen nach Moskau, das ihr zur zweiten Heimath werden sollte.

Die Kindheit Herzens wurde einer russischen und einer deutschen Wärterin anvertraut, später wurden Lehrer ins Haus genommen, die Alexander zum Eintritt auf die Moskauer Universität vorbereiteten. Die hässlichen Zerwürfnisse, das jeder Zärtlichkeit bare Verhalten des Vaters zu der eingeschüchterten Mutter, liessen tiefe Spuren in der Seele des sehr empfindlichen Knaben. Die geknechtete Dienerschaft, die das reiche Haus füllte und den Tag im Faulenzen zubrachte, ihr stets kriecherisches, eines Menschen unwürdiges Benehmen, hier der Ueberfluss an Allem, da die Erzählungen von Noth und Elend, — das Alles veranlasste den Jungen zum Nachdenken, und, da er ohne Freunde, nur auf sich allein angewiesen, dahinlebte, so ist es selbstverständlich, dass er sich in sich selbst vertiefte und den Schlüssel zu jeder Frage sich selbst zu geben suchte.

Er hasste die langweiligen Besucher seines Vaters, die hauptsächlich aus alten Würdenträgern und bigotten, verblassten, vornehmen Damen bestanden, fand aber auch an der Mutter keine Freude — und was Wunder daher, wenn Herzen unbemerkt zu der Dienerschaft floh, wo er so manches Interessante hören konnte, ja, wo er sogar seine nicht aristokratische Herkunft, wie sie vor ihm auch verheimlicht wurde, in fast noch kindlichem Alter erfahren hatte.

Die Institution der Leibeigenschaft hat er als etwas Entsetzliches noch in seinem Vaterhause an den Dienern und Bauern kennen gelernt, und schon als Knabe kannte er keine grössere Beleidigung, als wenn ihm einer der Bedienten sagte: „Warten Sie nur, — sind Sie einmal gross, so werden Sie ebenso sein wie alle Herren“.

Zum Lernen fühlte sich Alexander wenig hingezogen; wohl aber zum Lesen. Sein Vater besass eine reiche Bibliothek, und der wissbegierige Junge

kannte kein grösseres Vergnügen, als in den Büchern herumzukramen und dort Antworten auf manche „verfluchte Fragen“ zu suchen, die ihm jetzt immer mehr und mehr Kopfschmerzen verursachten.

Als Junge noch näherte er sich zufällig einem entfernten Verwandten, dem später so rühmlich bekannt gewordenen Dichter Ogarew, und das war für Herzen eine Wendung zum neuen Leben, denn Ogarew war ganz wie sein Freund von glühendstem Hass gegen die alte Welt erfüllt, und als nun noch der Dezember-Aufstand von 1825 hereinbrach, und Kaiser Nikolai mit der grausamen Hinrichtung von fünf hoffnungsvollen Leben (Pestel, Rylcew, Kachowsky, Murawjew und Bestuschew) seine Thronbesteigung dokumentirte, und eine ganze Schaar weniger kompromittirter Verschwörer nach Sibirien verbannt wurde, da war Herzens und Ogarews Schicksal, die um jene Zeit 14 und 13 Jahre zählten, besiegelt: sie schwuren den Rütteleid, ihr Leben nur noch dem in Ketten schmachthenden Volke zu weihen; und sie haben diesen Schwur in jeder Hinsicht gehalten.

Nach der Niederwerfung der Aufständischen und der Hinrichtung ihrer Rädelsführer fühlte sich der gekrönte Feldwebel Nikolai verpflichtet, Gott für die glückliche Ueberwindung „der bösen fünf Minuten“, die er zitternd und bebend im Winterpalais verbracht hatte, und an die er zeitlebens mit Grausen gedachte, zu danken. Er war selbst im Kreml, wo das Dankgebet vor dem Militär und dem Volke abgehalten wurde.

In der schaulustigen Menge stand auch Herzen, wie er 1855 darüber schreibt, „vor dem mit blutigen Gebet besudelten Altar“, „und hier“, schreibt er weiter, „gab ich das Gelübde ab, die Hinrichtung zu rächen und mich dem Kampfe gegen diesen Altar, diesen Thron, diese Kanonen zu weihen.“ Und an anderer Stelle: „Eine neue Welt war in mir aufgegangen, und ich fühlte bald, dass dieselbe fortan den Mittelpunkt meiner moralischen und geistigen Existenz bilden werde; ich fühlte, dass ich niemals auf der Seite der Sieger, der Helden des Kerkers, der Kartätschen und der Galgen stehen würde. Pestels Hinrichtung machte dem Traumzustande meiner kindlichen Seele für immer ein Ende, fortan war ich im Schlaf und im Wachen mit politischen Gedanken erfüllt“.

Jetzt widmete sich Herzen dem fleissigen Studium der Philosophie und Politik. Die Geschichte der französischen Revolution wurde ihm zum Leitstern, und das Schicksal wollte, dass sein französischer Lehrer ein Jakobiner war, der ihm in Diesem und Jenem als lebendiger Erklärer zur Seite stand.

Zum Beamten war er nun doch verdorben, und so trat er denn in die physikalisch-mathematische Fakultät ein, weil diese, wie er sich dachte, mit dem Staatsdienst am Wenigsten zu thun hatte, und dann, weil er von den Naturwissenschaften eine weitere Stärkung seines Radikalismus erwartete.

Das Universitätsleben eröffnete dem jungen Herzen ganz neue Perspektiven; es hatte seinen besonderen Reiz noch dadurch, dass die meisten Studenten und Lehrer noch Bande ganz spezieller Art zusammenhielten und zwar — das Bewusstsein der kaiserlichen Ungnade. Horcher und Späher waren auf jedem Auditorium anzutreffen, und der ehemalige Korporal Nikolai ging sogar schon mit dem Gedanken um, „die Lehranstalten nichtmilitärischer Natur, die Brutstätten gefährlicher Ideen“ überhaupt zu schliessen.

Die Kuratoren waren Militärs, die Rektoren militärfremd, und diese oft halbgebildeten Tröpfe überwachten mit Argusaugen den Lehrgang. Besonders liebevolle Aufmerksamkeit wurde jedoch dem Unterricht in Hegelscher Philo-

sophie und moderner Geschichte gewidmet; aber wie es mit dem Lehren aussah, erzählt Herzen: „Fehlte bei uns ein Professor, so musste ihn der erste beste ersetzen, der gerade auf der Tour war; so erhob z. B. unser Rektor Fürst Galitzin allen Ernstes den Anspruch, dass unser Logiker Ternowsky die geburts-hilffliche Klinik leiten und der Accoucheur Richter die Empfängniss durch den heiligen Geist traktiren sollte“ (Memoiren).

Sehr viele Professoren waren Deutsche, die ihre liebe Mühe hatten, sich verständlich zu machen, sehr viele wiederum russische Popensöhne, bei denen noch der Stempel der gehirntödtenden Seminarbildung sich nicht verwischt hatte, und die sich in ihrer freien Zeit jämmerlich betranken. Doch den tüchtigeren Studenten fehlte es dessenungeachtet nicht an geistigen und wissenschaftlichen Interessen, und als die Nachrichten von dem Juliaufstand aus Paris einliefen, fanden sie in dem Herzenschen Zirkel die lebhafteste Theilnahme, überspannteste Hoffnungen und Erwartungen, und als sich der Aufstand gar nach Polen hinüberspielte, wusste man sich vor heller Begeisterung kaum zu fassen.

Einen bleibenden Einfluss auf Herzen und Genossen hat das Revolutions-jahr 1830 weniger durch die Julitage, als durch die dadurch hervorgerufene Litteratur gemacht. Die Lehren von Saint-Simon, Enfantin, Proudhon, Considérant fanden hier einen fruchtbaren Boden, und ihre Verbreitung nahm immer grössere Dimensionen an.

Die Regierung erkannte bald das Treiben der jungen Musensöhne, und mit dem Jahre 1832 fingen regelmässige Verfolgungen der „gefährlichen Idealisten“ an. So mancher wurde morgens vergebens erwartet: jede Nacht brachte Haus-suchungen und Verhaftungen mit sich, und wo diese jungen Leute blieben — das war mit dem Dunkel der polizeilichen Willkür bedeckt.

Und endlich kam die Reihe auch an Alexander Herzen. In einer Nacht erschienen die unheimlichen Gestalten der kaiserlichen Schergen, Alles wurde durchgeschnüffelt, und der „gefährliche Mensch“ abgeführt.

Herzen und Genossen waren angeklagt, eine geheime Gesellschaft zur Propaganda der Saint-Simonistischen Lehren ins Leben gerufen zu haben, und obgleich die Behörde auch kein einziges Beweisstück hierfür in Händen hatte, genügten ihre Vermuthungen; um so und so viele Menschen monatelang in Untersuchung zu halten, durch Verhöre zu martern und schliesslich als gefährliche Verbrecher „ohne Termin“ unter strengster polizeilicher Aufsicht nach allen Richtungen der Windrose zu verschicken. Sie sollten an dem Festbanket zu Ehren Saint-Simons ein revolutionäres Lied gesungen haben, — ein Verbrechen, dem Dutzende der besten Männer zum Opfer fallen mussten . . .

Herzen wurde die entlegene Stadt Perm angewiesen, und als er dort wie ein Heinescher Marquis Posa in Begleitung eines Gensdarmen nach anstrengender Reise anlangte, lag schon ein Befehl vor, weiter, nach Wjatka zu gehen, — und die Reise wurde von Neuem angetreten.

Auf dem ganzen weiten Wege begegneten Herzen alle möglichen Verbannte, und erst hier lernte der 23jährige Revolutionär all die Grausamkeiten und Gemeinheiten kennen, denen das willenlose arme Volk ausgesetzt war. In Lumpen gehüllt, mit schweren Ketten belastet, erfroren, halbtodt vor Hunger und von Strapazen, Weiber und Kinder mit sich schleppend, zogen endlose Trupps dieser Bedauernswerthen nach dem weiten Sibirien, wo schon für so manchen von ihnen ein Grab offen stand.

In Wjatka, das dicht an der sibirischen Grenze gelegen ist, angelangt, wurde Herzen in die Kanzlei des Gouverneurs eingereiht, in einen Dienst, der Gehirn und Seele tödtete. Manches freilich war auch hier zu lernen, und auch hier wurde Herzen in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines Kampfes mit dem verwahrlosten System nur noch bestärkt.

Nach jahrelangem Aufenthalt in Wjatka wurde Herzen 1838 endlich gestattet, nach Wladimir — einer westlicheren Stadt — überzusiedeln, und hier heirathete er eine Gespielin seiner frühen Jugend aus Moskau, die er heimlich aufsuchte und, ohne auf Familienproteste zu achten, nach seiner Verbannungsstadt entführte. In Wladimir lebte Herzen nur seiner Frau und dem Kinde; er befasste sich mit sozialpolitischen und philosophischen Studien, trat aber öffentlich nicht hervor. So verging die Zeit bis 1840, wo er die Erlaubniß erhielt, wieder nach Moskau zu kommen.

In der alten Zarenstadt traf Herzen viele seiner Freunde wieder — aber ach! viele von ihnen sprachen jetzt eine Sprache, die dem aus dem Exil Zurückkehrenden und dabei so Unveränderten befremdend klang. Die Charaktere hatten sich merklich abgeschliffen, die Jahre brachten eine Kühle mit sich, wo früher das Gefühl mitsprach, hörte man jetzt nur noch die nüchterne Sprache der Vernunft, und nur Ogarew allein stand nach wie vorher in naher Beziehung zu Herzen; die Freundschaft dieser Beiden hielt bis zu ihrem Tode an.

Um jene Zeit war der Sozialismus in Russland durch zwei Parteien vertreten: die „jungrussischen Sozialisten“, zu denen Herzen, Ogarew, Bakunin, Belinsky etc. zählten und die „Slavophilen“, unter deren Fahne Aksakow, Samarin, Chomjakow u. A. kämpften.

Nur in der Bekämpfung des Nikolaischen Regime, mit all seinen militärischen und bureaukratischen Auswüchsen wusste man sich einig, und deshalb wurden auch beide Richtungen von der Regierung gleich streng verfolgt. Der gefährliche Umgangskreis Herzens machte seinem alten und kränkenden Vater viel Sorgen, und dieser setzte seine ganze väterliche Autorität ein, um seinen Sohn diesen Banden zu entreissen. Herzen gab aus Ehrfurcht nach und ging nach Petersburg, wo für ihn bereits eine Stelle im Ministerium des Innern reservirt war.

In der Newa-Residenz wimmelte es von offiziellen und nichtoffiziellen Spitzeln. Alles sprach halblaut, um nur ja nicht gehört zu werden. Wie Ungeziefer krochen die Achtgroschenjungen in jeden Raum, wo nur das Leben sprudelte, herein, um zu hören und für 30 Silberlinge weiter zu melden. „Sei dort nur ja vorsichtig“, ermahnte ihn der alte Jakowlew, als Herzen von ihm Abschied nahm, und der alte Mann hatte thatsächlich allen Grund dazu.

Das Bureauleben wurde ihm bald über, und schweren Muthes ging Herzen morgens in den Dienst, welcher im Unterschreiben langweiliger und oft sinnloser Akten bestand. Mit jedem Tage wurde ihm dieses menschenunwürdige Treiben schwerer, er war schon nahe der Verzweiflung — da schickte ihm der heilige Gral einen Lohengrin als Erretter, — eine gute Seele erbarmte sich Herzens und riss ihn, ehe er es für möglich hielt, aus der dumpfen Atmosphäre heraus: Nachts wurde er geweckt, Polizei stand vor seiner Thür, es erfolgte die übliche Haussuchung und Abführung des Uebelthäters nach der berühmten III. Abtheilung, wo die blauen Röcke wie die schlimmsten Paschas ohne jegliche Rechenschaft nach eigenem Gutdünken, nach eigener Willkür schalteten und

walteten. — „Sie haben die Gnade unseres Monarchen übel benutzt,“ empfing ihn der Gensdarmeriegeneral, „und es scheint mir, dass Sie wieder nach Wjatka werden gehen müssen.“

Herzen verstand von alledem nichts, und da erzählte ihm der General, dem Kaiser sei berichtet worden, Herzen habe in regierungsfeindlichem Sinne verbreitet, dass ein Polizist einen Bürger ermordet hätte. — „Darüber spricht ja die ganze Welt“, fügte der Gensdarm hinzu, „es ist auch thatsächlich passirt, aber Sie sehen, was daraus geworden.“

Und wegen dieses grossen Verbrechens wurde Herzen nach Nowgorod verbannt, wo er wiederum ein ganzes Jahr im Staatsdienst und unter Aufsicht verbrachte. Dann meldete er sich aber krank und erwirkte durch Protektion sowohl den endgiltigen Dispens vom Dienst als auch das Recht der Wiederkehr nach seiner Vaterstadt Moskau.

Fünf Jahre verlebte Herzen in Moskau und Umgegend, und als sein Vater starb, beschloss er, das Land der Ketten zu verlassen. Ein freier Geist verlangte nach Freiheit.

Im Februar 1847 sagte er seinem Vaterlande für immer Lebewohl. Seine Frau war von all den Martern der letzten Jahre schwer erkrankt; die Familie siedelte daher nach Italien über, wo der Zustand der Kranken sich sehr bald wieder besserte. Nun brach in Paris der Aufstand aus, und den nach Thaten drängenden Revolutionär zog es mit allen Kräften nach den Ufern der Seine.

Mit fast sämmtlichen revolutionären und sozialistischen Führern, wie Louis Blanc, Blanqui, Barbès, Bakunin, Mazzini, Garibaldi, Herwegh, Kinkel, Struwe u. A. m. kam Herzen in nahe Berührung, und Jeder, der mit ihm nur einmal zu thun hatte, fand sich zu diesem so überaus gemüths- und wissensreichen sympathischen Menschen hingezogen. Verbannte und Flüchtlinge gingen bei ihm aus und ein, und was Herzen an Unterstützungen geleistet, das wissen nur Diejenigen, die sie so reichlich genossen haben, denn seine Rechte wusste nicht, was die Linke that.

Herzen war kein Barrikadenkämpfer, seine milde und reiche Seelenanlage hinderte ihn daran.

Wie Robert Owen, dessen Ideen er so eifrig fruktifizirte, war auch Herzen ein ausgesprochener Idealist, er verstand aber auf wunderbare Weise den Idealismus mit seinen sonst materialistischen Anschauungen im Frieden beisammenleben zu lassen. Wie Owen wollte auch Herzen durch die Proklamirung seiner sozialpolitischen Doktrin die herzlose Klasse der Mächtigen besiegen. So feinführend waren aber die Herren nicht; sie haben sich ja das Heft auch bis heute noch nicht aus den Händen nehmen lassen.

Die Ende 1849 hereingebrochene Reaktion vertrieb Herzen, wie auch so manchen anderen von seinen Gesinnungsgenossen, erst nach der Schweiz, dann nach London.

Hier gab er sich der litterarischen Thätigkeit hin, und besonders berühmt ist aus dieser Zeit sein Werk „Vom andern Ufer“, welches er in russischer und deutscher Sprache zugleich erscheinen liess. In seinen sämmtlichen Schriften, die Russland zum Gegenstand hatten, aber doch auch das Interesse des übrigen Europas erweckten, versuchte Herzen nachzuweisen, dass die morsche alte Gesellschaft ihrem Untergange entgegenliege, und dass an ihre Stelle eine durch den Sozialismus wiedergeborene neue Gesellschaft treten würde.

Die Dorfgemeinde, die Artels (Genossenschaften) schwebten immer vor seinen Augen, und er hielt sie auch für den Ausgangspunkt der künftigen russischen Gesellschaft. Mit seiner Anschauung, Russland würde die kapitalistische Welt besiegen, steht Herzen wohl allein da.

Das Jahr 1851 brachte Herzen zwei Gräber: das seiner heissgeliebten Mutter und das seines Sohnes. Das nächstfolgende Jahr den Tod der Lebensgefährtin, ein Schlag, von dem er sich bis zu seinem Tode nicht erholt hatte.

Menschen und Götter schienen sich gegen ihn verschworen zu haben; aber das herbe Unglück, welches einen Andern geschwächt hätte, stärkte ihn nur noch mehr in seinem ruhmreichen geistigen Kampf mit dem Despotismus, wenn auch seine späteren Schriften sämmtlich eine melancholischere Stimmung aufweisen.

Die Arbeit nahm ihn vollauf in Anspruch. Im Jahre 1854 errichtete Alexander Herzen die „Freie russische Druckerei“, die erste im Auslande, und ein Jahr darauf rief er die Zeitschriften „Poljarnaja Swesda“ (Polarstern) und „Kolokol“ (Die Glocke) ins Leben. Die letztere erschien in russischer und zum Theil in französischer Sprache, und zwar um Europa auf die Missstände in Russland aufmerksam zu machen. Die erste Nummer enthielt u. A. den berühmt gewordenen offenen Brief an den jungen Kaiser Alexander II., der soeben den Thron bestiegen hatte. Hier wurden an ihn die Forderungen gestellt, die Leibeigenschaft sofort abzuschaffen, der Selbstverwaltung den breitesten Raum angedeihen zu lassen und mit dem raubritterlichen System Nikolais sofort zu brechen. Ein ganzes Regierungsprogramm lag in dieser Adresse, und wer weiss, ob Alexander bei seinen sozialpolitischen Reformen sich nicht so manchen Rath des klugen Emigranten zu Nutze machte.

Das in glühendster Sprache gehaltene Blatt hat eine unbeschreibliche Wirkung erzielt und die grösste Verbreitung gefunden. Alles zitterte vor dem kühnen Londoner Publizisten, der wie Hannibal ante portas ein Schrecken der russischen Staatsregierung wurde.

Herzens Feder war das Beil eines Scharfrichters, sein Spruch — ein Todesurtheil. Die von ihm selbstgeschriebenen Leitartikel machten einen gewaltigen Eindruck. Kolokol enthielt Korrespondenzen aus den entlegensten Ecken des grossen Reiches. Allein auf der Nischnijer Messe wurden 1859 100 000 Exemplare dieser Zeitschrift konfisziert, die ihren Eingang in das stark verbarrikadirte Land von der asiatischen Seite her gefunden hatten.

Ein Zeitgenosse schreibt darüber: „Staatsgeheimnisse, von denen nicht zehn Leute im Reich etwas ahnten, wurden von Herzen wie weltbekannte Dinge behandelt; er kannte die Namen der politischen Gefangenen in den Kasematten von Petersburg und in den Minen von Nertschinsk, die ihren eigenen Wächtern nur als NN. bekannt waren . . . Die Furcht, in den Kolokol zu kommen, lähmte sehr bald die Hände der kecksten und verhärtetsten Beamten der III. Abtheilung. Alle Mittel, diesem Dämon beizukommen oder ihn zu täuschen, erwiesen sich als vergeblich. Die Namen der gegen Herzen ausgesandten Agenten wurden im Kolokol publizirt, noch ehe dieselben englischen Boden betreten hatten. Einem Beamten der geheimen Polizei, dem es gelungen war, unter falschem Namen bis in Herzens Haus zu dringen, wies dieser beim erstem Besuch sein photographisches Portrait vor, indem er ihn spöttisch ersuchte, die unnütze Maske zu sparen. Da Alexander II. selbst zu den regelmässigen Lesern

des Kolokol gehörte, war seine Umgebung auf den ingeniosen Gedanken gekommen, eine Nummer, durch welche die Ehre eines angesehenen Generals empfindlich kompromittirt war, heimlich umdrucken zu lassen. Die ursprüngliche Nummer ging dem verwunderten Monarchen einige Wochen später in geschlossenem Couvert mit einigen aufklärenden Zeilen zu . . .“

Die Zeit von 1855 bis 1861 — vom Krimkrieg bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft — war die thatkräftigste und erfolgreichste Zeit des unermüdlichen Volkstribuns an der Themse.

Der allgemeine Beifall, der ihm in so reichem Maasse gespendet wurde, machte Herzen trunken, täuschte ihn über die Grenzen seines Berufs. Er trat immer offener und intensiver mit den Ansprüchen hervor, die Normen des Neubaus zu bestimmen, der an die Stelle jenes verwesten Systems treten sollte, dessen Vernichtung thatsächlich voll und ganz Herzens hohes Verdienst gewesen. Losgerissen vom mütterlichen Boden, überschätzte er die revolutionären Kräfte der russischen Gesellschaft. Als seine Forderungen in konsequenter Weise immer weiter und weiter gingen, trat ein Theil seiner Anhänger, die ihm eben noch treu gewesen waren, erschrocken zurück, und als er mit der Propaganda der Vernichtung der kaiserlichen Gewalt und „Einsetzung des Volkes in seine ursprünglichen Rechte“ hervortrat, unternahm die Polizei eine noch nicht dagewesene Verfolgung der Schriften Herzens. Der Kolokol büsste dadurch natürlicher Weise Vieles an seiner Popularität ein: er wurde nicht so oft gesehen, nicht so viel gelesen. Herzen arbeitete aber immer weiter und entschloss sich endlich dazu, die Revolutionirung Russlands und Polens auch praktisch in die Hand zu nehmen. Ihm war jetzt jeder vom Zaren Verfolgte herzlich willkommen, und das war ein taktischer Fehler, den er später auch selbst zugeben musste.

Um jene Zeit war in Russland das Sektirerthum sehr stark aufgetreten und wurde seitens der Regierung ebenso stark verfolgt. Nun legte sich Herzen auf diese unzufriedenen Elemente des russischen Volkes, mit deren Hilfe er in seinem Vaterlande eine Revolution zum Ausbruch zu bringen gedachte, die mit dem Regime von Gottes Gnaden reinen Tisch machen sollte. Sein Freund Kelssiew redigirte jetzt eine Beilage zum Kolokol, die speziell zur Aufklärung der Sektirer diente — und dieses Prinzip: „der Zweck heiligt die Mittel“, war Herzens Verderben.

Er selbst blieb nach wie vor ein edler, unbefleckter Mensch, dem Feind und Freund in Ehren die Hand drückten, aber in seinem Namen kämpften jetzt viele Franc tireurs, deren Ausschreitungen stets dem in London lebenden Revolutionär auf Rechnung gestellt wurden, und als schliesslich die polnische Revolution — 1862 bis 1863 —, von der Herzen so unendlich Vieles erwartete, ausbrach, und mit völliger Niederlage der Polen endete, da war es mit Herzens Einfluss vorbei. Die russische Gesellschaft zürnte ihm, weil er die Polen aufgewiegelt hatte, die Polen waren enttäuscht — und Herzen büsste abermals eine grosse Anzahl Freunde auf dieser und auch auf der anderen Seite ein.

Jetzt kam für ihn eine schwere Zeit — er musste sich in neue Verhältnisse einleben, die Ovationen, die ihn immer mehr und mehr angespornt hatten, waren verklungen. Um ihn stand nur eine verhältnissmässig kleine Schaar Anhänger, die Auflage des Kolokols wies eine 100 Mal geringere Ziffer nach, — Herzen wollte aber dennoch die Flinte nicht ins Korn werfen

Er versuchte seinem Schmerzenskinde neues Leben zuzuführen, — verlegte die Redaktion nach Genf — aber es nützte nicht, und da beschloss der um die russische Revolution so sehr verdiente Kämpfer vom öffentlichen Leben zurückzutreten.

In einem offenen Briefe an seinen Jugendfreund und Mitkämpfer N. Ogarew schrieb Herzen 1868, er hätte eingesehen, dass die russische revolutionäre Jugend seiner nicht mehr bedürfe, dass dieselbe ohne seine Führung einen Weg gefunden habe, den Kampf mit der Tyrannei zu führen — und er räume den Platz neuen Kräften. Sollte aber das Vaterland ihn wieder rufen, werde er sofort zur Stelle sein.

Herzen lebte von da ab in völliger Zurückgezogenheit, bald in Brüssel, bald in Genf, gab einige Schriften heraus und, wie seine Freunde erzählen, rüstete er sich noch kurz vor seinem Ende mit neuen Kräften den Kampf wieder aufzunehmen. Aber daran hinderte ihn leider der Tod; am 21. Januar 1870 in Paris, wo Herzen zum Besuch war, raffte ihn ein Lungenleiden dahin.

Zum Schluss wollen wir noch einige Worte über Herzens litterarische Thätigkeit hinzufügen. Mit vorzüglichen Kenntnissen, scharfem, streng philosophischem Sinn und sehr beachtenswerthem Talente ausgerüstet, hat Herzen eine ganze Reihe belletristischer, kritischer und sozialpolitischer Schriften hinterlassen, und wenn behauptet wird, er sei wohl Revolutionär, aber kein Sozialist gewesen, so genügt es, auf seine Werke und speziell die später geschriebenen zu verweisen, aus denen es klar zu sehen ist, dass man es hier mit einem ausgesprochenen und konsequenten Sozialisten der Neuzeit zu thun hat. Allerdings weicht Herzens Sozialismus in einigen Punkten von unserem heutigen ab, die Kardinalpunkte sind aber die nämlichen. Seine heisse Heimathsliebe hat sich auch in seinem Sozialismus abgespiegelt.

Die Bedeutung der Privatdozenten.

Zur Kritik der Lex Arons.

Von

Eduard Erdmann.

(Berlin.)

An den deutschen Universitäten unterrichten bekanntlich neben den vom Staate angestellten Professoren, die in ordentliche mit Sitz und Stimme in der Fakultät, ferner in ordentliche Honorar-Professoren und in ausserordentliche Professoren zerfallen, noch die sog. Privatdozenten, die weder vom Staate angestellt sind, noch irgend welche Renumeration in Form eines Gehaltes für ihre Thätigkeit beziehen, sondern lediglich auf die Einnahmen aus ihren Collegien angewiesen sind. Die gegenwärtige Institution der Privatdozenten hat sich aus der alten Verpflichtung des neu ernannten Doktors entwickelt, der Fakultät, die ihm den Titel verliehen hatte, seine Lehrthätigkeit für die Studirenden eine Reihe von Jahren hindurch zur Verfügung zu stellen. Später fiel diese Pflicht fort, aber das Recht der Doktoren, die Fächer ihrer Fakultät vor den Studirenden zu lehren, blieb bestehen. Als jedoch in jüngerer Zeit der Dokortitel leichter

vergeben wurde, wurde die Ausübung dieses Rechtes nur denjenigen Doktoren gestattet, die ihre Befähigung durch wissenschaftliche Schriften oder durch ein gelehrtes Gespräch (colloquium) mit den ordentlichen Professoren der Fakultät erwiesen und sich in gewissen Formen bei der Fakultät niederliessen. Aus diesem „doctor legens“ ist der moderne Privatdozent hervorgegangen; auch er muss eine wissenschaftliche Arbeit einreichen, ein Colloquium mit den ordentlichen Professoren der Fakultät bestehen, und darf sich dann habilitiren. Die Unterrichts-Verwaltung übt auf den ganzen Vorgang keinen Einfluss aus, ebensowenig, wie auf die Ertheilung des Dokortitels; ihr als der staatlichen Aufsichtsbehörde wird nach geschehener Habilitation von dieser Thatsache lediglich Kenntniss gegeben.

In der ganzen Einrichtung spricht sich der Korporationscharakter aus, den unsere Universitäten, obwohl sie Staatsschulen sind, noch immer haben. Ursprünglich waren sie die zunftmässigen Organisationen der Gelehrten, denen ebenso wie den Handwerkerzünften, die Rechtsprechung in Sachen der Zunft, speziell in Sachen der Zunftehre gegen die einzelnen Angehörigen zustand. Im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus schritt die Staatsgewalt gegen Missbräuche ein, die sich hier, wie in allen korporativ geschlossenen Verfassungen entwickelt hatten, indem sie darüber wachte, dass der Zugang nicht übermässig verengt wurde, und dass die Kodifizirung der Universitäts-Verfassung überall nur unter ihrer Mitwirkung erfolgte. Als dann staatliche Unterrichts-Verfassungen aufkamen, wurde natürlich auch der Hochschulunterricht Bestandtheil der Staatsverwaltung. Nichtsdestoweniger haben die Universitäten auch ihren korporativen Charakter behalten, wie sich dies z. B. in dem vom Staatsvermögen getrennten Universitätsvermögen zeigt, ferner in der Verleihung von Titeln sogar an das Staatsoberhaupt, und auch, wie gesagt, in der Institution der Privatdozenten. Wenn auch der Staat durch Anstellung einer genügenden Anzahl von Professoren dafür zu sorgen hat, dass der vollständige Unterrichtsplan durch sie allein erschöpft werden kann, so hat sich doch das Privatdozenthum in einer Weise entwickelt, dass ein grosser Theil des Unterrichts in ihren Händen ruht, und kaum eine Universität die Thätigkeit ihrer Privatdozenten entbehren könnte. In Berlin z. B. waren im vorigen Jahre thätig:

Lehrer	Theolog. Fak.	Jurist. Fak.	Medizin. Fak.	Philosoph. Fak.	Zusammen
Ordentliche Professoren . .	9	11	14	51	85
Ordentl. Honorar-Professoren	1	3	4	4	12
Ausserordentl. Professoren .	7	3	30	40	80
Privatdozenten	1	10	70	86	167
Zusammen	18	27	118	181	344

Die Anzahl der Privatdozenten beträgt hier also die Hälfte aller Lehrer, 49%, die sich auf die einzelnen Fakultäten allerdings sehr verschieden vertheilen; es sind der Reihe nach 6, 37, 59, 48 Prozent; in der medizinischen Fakultät sind mehr als die Hälfte, $\frac{8}{9}$ aller Lehrer, Privat-

dozenten, und in der philosophischen die Hälfte. Darnach ist ohne Weiteres klar, dass das Privatdozententum einen sehr wesentlichen Faktor im akademischen Lehrkörper ausmacht.

Die Bedeutung der Privatdozenten wird vielfach lediglich darin gefunden, dass diese Einrichtung den Fakultäten und der Regierung gestattet, aus dem jungen Nachwuchs stets die geeigneten Kräfte herauszugreifen, um sie in die leitenden wissenschaftlichen Stellungen zu bringen, ohne durch lästige Anciennitätsansprüche gehindert zu werden. So wird die Privatdozentur als ein Vorbereitungsstadium zur Professur betrachtet, und wird das Ziel nicht erreicht, so gilt der Beruf eigentlich als verfehlt. Unzweifelhaft strebt auch die grosse Mehrzahl der Privatdozenten nach der Professur — das ist schon durch die ökonomisch gesicherte Lage des Professors begründet, sowie in dem Verlangen nach Anerkennung, das in jedem Menschen vorhanden ist —, und andererseits bildet das Ungebundensein an die Anciennität ein vortreffliches Mittel zur Verhütung der wissenschaftlichen Stagnation. Aber die Bedeutung der Institution ist damit keineswegs erschöpft; sie spielt eine sehr wesentliche Rolle für die Entwicklung der Wissenschaft. Neue Richtungen, die in der offiziellen, in den Fakultäten vertretenen Wissenschaft nur Gegner finden, können sich nur dann durchsetzen, wenn einige opferwillige Vertreter sich bereit finden, diese Richtung Jahre lang in der freien Lehrthätigkeit des Privatdozenten zu vertreten; so hat sich z. B. die französische und englische Philologie ihre wissenschaftliche Anerkennung erzwungen, obwohl die Professoren nur für klassische Philologen vorhanden waren, die die Beschäftigung mit den modernen Sprachen für minderwerthig ansahen.

Bilden die Privatdozenten somit ein wichtiges Moment für den Fortschritt der Wissenschaft, so sind sie ein nicht minder wichtiger Faktor für die Freiheit der wissenschaftlichen Lehre. Da sie keine Beamten sind, so unterliegen sie auch keiner irgendwie gearteten Disziplinargewalt der Regierung, sondern lediglich die Fakultäten sind befugt, gegen sie einzuschreiten. In der Existenz solcher freien wissenschaftlichen Lehrer liegt nun auch für die Professoren eine grosse Gewähr für die Freiheit ihrer Lehren; denn da die Regierung einen Professor wohl aus seinem Amte entfernen, ihn aber nicht hindern kann, als Privatdozent weiter thätig zu sein, so fällt für sie ein sehr grosser Anreiz zum Vorgehen gegen Professoren fort. Würde z. B. der preussische Kultusminister dem Drängen des allgewaltigen Stumm nachgeben und den Professor Wagner auf disziplinarischem Wege aus seinem Amte bringen, so würde Wagner wahrscheinlich als Privatdozent seine Thätigkeit fortsetzen und sicherlich einen noch grösseren Einfluss auf die Studenten gewinnen, ohne dass die Regierung irgend etwas gegen ihn zu unternehmen im Stande wäre. Daher wird sie sich auch wohl hüten, gegen ihn vorzugehen.

In einem einzigen Fall hat die Regierung etwas mit einem Disziplinarverfahren gegen Privatdozenten zu thun, wenn nämlich die Fakultät eingeschritten ist und den Privatdozenten von der Universität removiren will. In solchen Fällen steht dem Minister ein Einspruch hiergegen zu, ein Recht, das sich die Staatsverwaltung allen Korporationen gegenüber gewahrt hat, um missbräuchliche Ausstossung zu verhindern. Allerdings

ist die Stellung der Privatdozenten nicht überall in gleicher Weise geregelt; 1853 hat Raumer der Universität Königsberg neue Statuten gegeben und hierin den Satz aufgenommen, dass auch dem Minister die Remotionsbefugniß gegen Privatdozenten zustehe, ebenso im folgenden Jahre in die der Universität Halle. Dasselbe geschah auch 1865 unter Mühler an der Universität Greifswald. Auch in Göttingen wird das Disziplinarverfahren gegen Privatdozenten von dem Universitäts-Kuratorium als Vertreter des Ministeriums geführt; doch muss die Fakultät zunächst den Antrag stellen, also ein disziplinares Einschreiten für nothwendig halten. Doch sind das Alles Ausnahmen, die zum Theil in reaktionärer Zeit den betreffenden Universitäten aufgezwungene Fesseln darstellen; an allen anderen Universitäten ist das nicht der Fall. Speziell in Berlin kommt der dem Privatdozenthum zu Grunde liegende Gedanke klar in den Statuten zum Ausdruck; es ist ein in allen 4 Fakultätsstatuten wiederkehrender Paragraph, dass die Fakultät dem Privatdozenten bei Verstößen gegen das Ansehen des akademischen Lehrberufs eine Verwarnung oder einen Verweis ertheilen, bei größeren Verstößen auf Remotion beim Minister antragen darf. Ausdrücklich wurde die Remotionsbefugniß auch 1885 bei Neuordnung der Marburger Statuten unter dem Kultusminister Gossler der Fakultät beigelegt, und dem Minister lediglich ein Einspruchsrecht zu Gunsten des Privatdozenten vorbehalten.

Nach dieser durchaus klaren rechtlichen Stellung ist auch stets — mit einigen gleich zu erwähnenden Ausnahmen — gegen Privatdozenten verfahren worden. Im Fall Bruno Bauers sowie in anderen verschaffte sich das Ministerium die Einwilligung der Fakultät, ehe sie gegen den Dozenten vorging. Im Falle des Berliner Privatdozenten Dr. Nauwerck, dessen Beseitigung der König Friedrich Wilhelm IV. dringend wünschte, schloss das Ministerium in ungesetzlicher Weise zwar die Vorlesung des Dozenten (1844), wagte aber gegen die Dozentur selbst nichts zu unternehmen. Ebenso im Falle des Privatdozenten Dr. Virchow (1849); der Minister Ladenberg entsetzte ihn zwar seines Amtes als Prosektor an der Charité, musste ihm die Dozentur aber lassen. Erst Raumer wagte es, sich über Recht und Gesetz hinwegzusetzen und die Königsberger Privatdozenten Rupp und Lobeck, die der freireligiösen Gemeinde angehörten, zu removiren; dasselbe unternahm 1865 Mühler gegen den Bonner Privatdozenten Dr. Merz, gegen den ihm die Fakultät nicht scharf genug vorgegangen war. Dass diese Maassnahmen als Willkürakte empfunden wurden, zeigen u. a. deutlich die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vom 31. Mai 1865, wo dem Minister wegen seiner Rechtsbeugung gehörig der Text gelesen wurde. Es ist charakteristisch, dass sich damals keine einzige Stimme zur Vertheidigung des Ministers erhob, während in unseren Tagen ein rechtsgelehrter Professor, Hinschius, ein Gutachten erstattet hat, nach welchem die Privatdozenten vollständig der Willkür des Ministers ausgeliefert wären. Den Anlass zu diesem Gutachten gab bekanntlich der Fall des sozialdemokratischen Privatdozenten Dr. Arons, den der Minister, wohl auf Andrängen mächtiger Einflüsse, zu entfernen trachtete. Bevor ich auf ihn eingehe, sei noch erwähnt, dass die früheren Fälle ministeriellen Eingreifens in Universitätsverhältnisse meist mit einer ungeheuren Blos-

stellung der Unterrichts-Verwaltung endigten. Es sei nur an Virchow erinnert, der sofort einen Ruf nach Würzburg erhielt und später nur mit grosser Mühe nach Berlin zurückgebracht wurde; im Falle Merz erachtete der Dekan der Bonner philosophischen Fakultät, Professor Ritschl, seine und der Fakultät Rechte für verletzt und reichte seine Entlassung ein. Er wurde sofort nach Leipzig berufen und machte diese Universität zu einem Sammelpunkt der Studenten seines Faches (klassische Philologie).

Wohl die Erinnerung an diese Erfahrungen mochte den gegenwärtigen Kultusminister, Herrn Bosse, abschrecken, im Falle Arons die Rechte der Fakultät zu gröblich zu verletzen, wie er ja überhaupt nur widerwillig in dieser für ihn sehr peinlichen Angelegenheit zu handeln scheint. Zunächst versuchte er, die philosophische Fakultät zu einem Einschreiten gegen Arons zu bewegen; als dies misslang, liess er ihn vor den Universitätsrichter laden, um ihn dort einem Verhör zu unterziehen. Arons durchschaute aber die ihm gestellte Falle, da der Minister offensichtlich ein Untersuchungsprotokoll gewinnen wollte, auf Grund dessen er weiter gegen ihn vorgehen könnte. Arons fertigte daher den Kommissar des Ministers mit der kurzen Antwort ab, dass er nicht in der Lage sei, auf die vorgelegten Fragen zu antworten, da er irgendwelche Befugniss des Ministers, ihn zu vernehmen, nicht anerkennen könne. Herr Bosse nahm diese Abfertigung seines Kommissars ruhig hin, wohl der beste Beweis, wie sehr er von der gesetzlichen Zweifelhafteit seines Vorgehens überzeugt war, und belästigte von Neuem die Fakultät. Jetzt liess diese sich endlich herbei, dem Dr. Arons unter der Betonung, dass seine sozialdemokratische Gesinnung für sie kein Anlass zum Einschreiten sei, eine Verwarnung in Bezug auf die Art seines Auftretens zu ertheilen. Damit war dem von den Junkern bedrängten Herrn Bosse natürlich nicht geholfen. Obwohl nun Professor Hinschius so gefällig war, ihm zu begutachten — was kann auch ein Jurist nicht Alles begutachten? — dass er mit jedem Privatdozenten machen könne, was er wolle, wagte er doch nicht vorzugehen, zumal 53 andere Professoren der Berliner Universität sich energisch gegen dieses Gutachten erklärten. Er erklärte daher im vorigen Jahre im Abgeordnetenhouse, dass er sich einen unanfechtbaren Rechtsboden gegen Arons schaffen wolle, und so entstand die Lex Arons.

Prinzipiell lässt sich bei der Wichtigkeit der Privatdozenten, dieser zahlreichen Gruppe akademischer Lehrer, gar nichts dagegen sagen, dass ihre rechtliche Stellung durch Gesetz geregelt werde, denn Statuten können auf dem Verordnungswege geändert werden, so dass der ministeriellen Willkür noch immer Thür und Thor geöffnet ist. Auch gegen eine einseitige Regelung lässt sich kaum etwas sagen; es dürfte vielmehr sehr an der Zeit sein, die Privatdozenten in Königsberg, Halle und Greifswald denen an den anderen Universitäten gleichzustellen. Unbedingt erforderlich ist aber, dass die Privatdozenten vollständig sicher vor jedem ministeriellen Eingriff gestellt werden. Nach der Entstehungsgeschichte des Entwurfes des Herrn Bosse stand es aber von vorn herein fest, dass gerade die Möglichkeit des ministeriellen Eingreifens geschaffen werden sollte, und der soeben dem Abgeordnetenhouse zugewandene Entwurf trifft an Ungeheuerlichkeit alle Erwartungen. Er stellt prinzipiell fest, dass

der Minister befugt ist, unabhängig von der Fakultät ohne Weiteres über einen Privatdozenten eine Ordnungsstrafe (Warnung oder Verweis) zu verhängen; ebenso kann er gegen den Willen der Fakultät, die er nur gutachtlich zu hören braucht, ein Disziplinarverfahren einleiten, bei welchem er den Staatsanwalt ernennt. Die entscheidende Behörde erster Instanz ist hierbei allerdings die Fakultät, aber gegen ihre Entscheidung steht auch dem Staatsanwalt die Berufung an das Staatsministerium zu. Dieses ist in seiner Entscheidung freilich an ein Gutachten des Disziplinarhofes gebunden, gegen welches eine Verschärfung der Strafe, also die Remotion, vom Ministerium nicht ausgesprochen werden darf. Als Disziplinarhof gilt nach einigen in der freisinnigen Presse vertretenen Anschauungen die erste Instanz, hier also die Fakultät; das ist aber ein Missverständniß, da dann eine Berufung des Staatsanwalts an das Ministerium ausgeschlossen wäre. Der Disziplinarhof ist vielmehr der in Berlin bestehende, dessen Mitglieder vom Könige ernannt werden. So sollen also die Privatdozenten einer lediglich von der Regierung abhängigen und mit der Universität in gar keinem Zusammenhange stehenden Behörde ausgeliefert werden.

Und das nennt die Thronrede vom 11. Januar „eine gesetzliche Regelung, weil die Stellung der Privatdozenten gegenwärtig einer rechtlichen Grundlage entbehre!“ Kann der Minister selbst glauben, dass gegenüber der durchaus klaren und zum mindesten der Regierung gegenüber gesicherten Stellung der Privatdozenten durch diesen Entwurf ihnen „eine klarere und gesichrtere Stellung als bisher gewährt werden soll“, wie es in den Motiven heisst? Im Gegentheil werden sie jeder reaktionären Willkür überliefert; auch nicht die leiseste Andeutung findet sich in Gesetz, dass die politischen und wissenschaftlichen Ansichten eines Privatdozenten keinen Gegenstand einer Disziplinaruntersuchung bilden dürfen. Für jeden verständigen Menschen, dem es mit dem Grundsatz der Verfassung: „Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei“ auch nur einigermaßen ernst ist, ist das etwas ganz Selbstverständliches; aber nach der Entstehungsgeschichte dieses Gesetzentwurfes ist nicht daran zu zweifeln, dass er in erster Linie zur Maassregelung politisch missliebiger Universitätslehrer dienen soll. Wird er Gesetz, so werden sich bald solché Fälle häufen, bis jedes freie Wort von den Universitäten verbannt ist.

Ob unser Bürgerthum noch die Kraft in sich hat, dieses Attentat auf Fortschritt und Freiheit der Wissenschaft abzuwehren? Nach den bisherigen Proben hegen wir starke Zweifel.

Religiöse Kunst.

Von

Ria Claassen.

(München.)

„Lass uns eine Religion stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird...“ Dies naive Wort Bettina von Arnims, das sie einst ihrer Freundin Karoline von Günderode zurief, trifft heute in die Sehnsucht manch' zerquälten Gemüthes, dem es wieder wohl werden möchte nach der

langen Qual des Wissens, „dass wir nichts wissen können“. Wunderhübsche, tiefe Worte hat Bettina damals in ihrer kindhaft stammelnden visionären Manier über ihre neue „schwebende“ Religion gesagt. Aber die Menschheit wollte sich's nicht wohl sein lassen, und die glaubenslose Zeit der lauten Klugheit, die aller Religionen, der schwebenden wie der soliden, entrathen kann, brach mit solcher Gewalt herein, wie nie zuvor. — Jetzt aber sind aller Orten Propheten aufgestanden und haben gesagt, dass sie vorüber sei. Und unter ihnen ist besonders Einer, der so davon zu sprechen versteht, dass man ihm glauben muss. Die Andern sagen es nur wie für sich allein. Er aber sagt es für Alle, wenn er auch mit ganz leiser Stimme spricht. Und er sagt Alles so sanft und so eindringlich, so ruhig und ungetrübbar, so, als flüstere er es in jedes Einzelnen Ohr, — dass auch der Lauteste dabei erschrickt und etwas in sich entdeckt, was ihn wieder — glauben machen könnte. Dieser Prophet ist Maurice Maeterlinck.

In ihm ist etwas, was das hart und spröde gewordene Erdreich unserer Herzen, mit dem Samen einer neuen Religion, zu Blüth' und Frucht zwingen könnte: eine schmeichelnde Geschicklichkeit, und zugleich eine eindringliche Kraft. „Die Seele, die es wagt, immer und überall schön zu sein, ist allmächtig“, sagt er. Das ist das Geheimniss seiner Stärke. „Wir können das Göttliche in den Andern nur finden, indem wir ihnen das Göttliche in uns selber zeigen. Der eine Gott muss dem andern zuwinken. Aber die Götter antworten auf das geringste Zeichen“. Ja, ihm können sie leicht antworten. Denn die natürlichste Schönheit der Menschenseele liegt ihm in der Liebe. Nur „sehen“ muss man, um lieben zu können; in Allen ist Gott, gleichviel ob man sich um ihn kümmert oder nicht, — er ist nur sichtbarer oder verborgener in Allen. Nicht uns zu erheben, kostet uns Mühe, sondern herabzusinken. Tief im Grunde von uns lebt unsere Seele einsam ein lautloses Leben, und ihr Wissen braucht nicht bis dorthin zu dringen, wo unsere Thaten und Gedanken sichtbar werden: bis in die „Niederungen unserer Intelligenz“. Sie kann rein und göttlich sein noch im Leibe des Verbrechers. Daher „urtheilt unsere Seele auch nicht wie wir“: sie verzeiht, wo wir verdammen, und sie lächelt, wenn wir zornig blicken. „Das Wissen von der menschlichen Grösse ist unser seltsamstes Wissen; Keiner ist unter uns, der es nicht hat, aber fast Niemand weiss davon, dass er es besitzt“.

Ich frage, müssen wir dem nicht gerne folgen, der nichts lieber will, als dies Wissen in uns bewusst werden zu lassen? Warum nur, so etwa fragt Maeterlinck weiter, schämen wir uns so oft unserer Göttlichkeit, oder haben fast immer Furcht vor ihr? Warum leben wir „so abseits unseres eigentlichen Lebens?“ Nicht nur, dass sich in unserer Hand gleichsam Alles in Gold verwandelt, wenn wir den Muth unserer inneren Schönheit haben, — wir wissen auch plötzlich, dass wir „nicht mehr allein sind auf dem Weg ohne Ende“. Die treuesten Zeugnisse des Intellekts sind trügerisch; aber in den geheimen Regionen des „Schweigens“ kennt Jeder den Andern, weiss Jeder den Andern zu verstehen und zu finden, jenseits seiner Thaten, seiner Worte und Gedanken, ja, über die Jahre und Jahrhunderte hinweg. Denn hier stehen Alle gleich vor einander da: unter dem glättenden Einfluss dieser geistigen Höhen verschwinden alle Ungleichheiten zu Nichts. Und hier sind alle mit geheimnissvollen Fäden eng verbunden. Wenn eine Seele ein Neues in sich fühlt, das sie aus sich herauswerfen möchte, so muss sie kommen, wenn der ganze „Ozean der Seelen“

ihr entgegenschäumt, oder sie wird nutzlos kommen. Denn die „menschliche Seele ist eine Pflanze von vollkommener Einheit, und all ihre Zweige blühen, wenn die Stunde gekommen ist, zu gleicher Zeit“.

Wirklich, es strömt ein himmlisches Wohlgefühl aus diesem Glauben der Gemeinsamkeit. Und doch führt er geradewegs zu jenen dunkeln Tiefen, von denen Maeterlinck selbst sagt, dass aus ihnen, wenn man nur an den Stein rührt, der sie deckt, der Hauch des Abgrunds uns zu stark entgegenschlägt, so stark, dass „Worte und Gedanken wie giftgetödtete Fliegen um uns niederfallen“. Zu stark fühlen wir unsere unrettbare Verknüpfung mit dem unzählig Unbekannten, worüber wir keine Gewalt haben. Aber, fragt Maeterlinck, ist es nicht gerade dies Gefühl, das wir suchen? Streben wir nicht gerade aus aller Erkenntniss zu dem Nicht-mehr-erkennen-können? Wird der Mensch nicht „grösser in dem Maasse, in dem er die Grösse des ihn beherrschenden Unbekannten erkennt“? Ja, es ist wahr, wir sind „Sklaven“, die nur des Lebens froh sind, wenn sie das Gewicht ihrer Ketten mitleidslos vergrössern können! Wir müssen fühlen können, „auf welch stummen und tiefen Wassern die kleinste Schale alltäglichen Lebens schwimmt —“ Wir sind nichts „als ein Geheimniss, und was wir wissen, ist nicht besonders interessant“.

Dieser weise Lehrer, der uns lehrt, in unsere eigene Tiefe und Schönheit zu sehen, der uns liebevoll unsere Gefährten zeigt auf dem Wege zu unserem Gott, und der uns zuletzt so sanft und unbemerkt mit dem Gefühl von der schauerlichen Grösse des Göttlichen zu erschüttern weiss, dieser weise Lehrer ist aber noch mehr als ein solcher. Er ist ein Künstler. Zwar ist das seiner eignen Meinung nach weit weniger, weit weniger als ein einfach fühlender Mensch. Wenn die Kunst ihm auch den höchsten Zweck hat, die „grossen Strassen offen zu halten, welche vom Sichtbaren zum Unsichtbaren führen“, so findet er doch diesen Zweck im Leben viel eher erreichbar. Denn, sagt er, jede Dichtung „hat ja die breiten Schwingen des Schweigens schon verlassen müssen“. Was wir sagen können, ist nicht mehr das, was in uns war. Es hat seine Art verändert. Von den immer leuchtenden Schätzen in uns behalten wir nur „falsche Steine und Glasscherben“ in der Hand, wenn wir mit ihnen zum Sonnenlicht emporsteigen. Daher „sprechen wir nur in Stunden, in denen wir nicht wahrhaft leben“. Auch Bettina von Arnim meinte das, wenn sie sagte: „Dichten ist nicht nah genug, es besinnt sich zu sehr auf sich selber“.

Und nun ist Maeterlinck nicht nur ein Dichter, er ist ein dramatischer Dichter. Er braucht für den Ausdruck seiner inneren Welt die Form, die dem lauten, dem scheinbaren Leben am nächsten steht. Oder muss man sagen: bis jetzt am nächsten gestanden hat? Denn seine Dramen sind Dramen, nicht etwa dialogisirte Gedichte. Sie sind in keiner andern Form denkbar. Sie haben das Haupterforderniss alles Dramatischen: das in sich abgeschlossene, bis zu höchster Spannung anschwellende und wieder abschwellende Geschehniss. Aber dies Geschehniss ist kein grob materielles, es ist auch nicht einmal ein aus einem solchen wachsendes psychologisches Phänomen. Der Mensch ist hier garnicht das Centrum, von dem im letzten Ende Alles ausgeht und auf den im letzten Ende Alles zurückwirkt, — wie doch bisher selbst in jenen Dramen, die den menschlichen Willen in seiner Abhängigkeit von ein paar bekannten äusseren Faktoren zu zeigen bemüht sind. Es findet hier gar keine Heraushebung irgend einer Einzelpersönlichkeit statt, die, gegen das höhere Prinzip

in sich selbst oder gegen irgend eine Gesamtheit, in tragische Schuld fallen könnte. Kein „sittlicher“ Zweck, überhaupt keine Idee ist da, gegen die verstossen werden könnte. Und so ist die Freude am Tragischen auch nicht die Freude an der Lösung der Dissonanz, welche der Einzelne in das Ganze brachte, mag man dies fassen, so weit man will. Es ist nur die sozusagen religiöse Freude am Vorhandensein eines unbegreiflich Wunderbaren, das uns jeden Augenblick in den schauerlichsten Abgrund des Schmerzes schleudern kann und uns doch gerade dann, indem wir es blitzartig einen Augenblick zu erkennen glauben, unsäglich selig macht; denn in ihm fühlen wir uns verbunden mit Allem, was da war und ist und sein wird. Dies Gefühl tragischer Beseligung ist der einzige Zweck solch eines Dramas. Jene dunkeln Alles beherrschenden Mächte stehen allein in seinem Mittelpunkt, und der Mensch gilt nur etwas in dem Maasse, in welchem er ihnen näher oder ferner ist. Das Geschehniss ist wie ein durchschimmerndes Gewebe, das die Pforte zum Reich des grossen Geheimnisses deckt: die Darstellung all der wirren äusseren Leidenschaften, die es schwer und undurchsichtig machen, ist daraus entfernt. Und nun spüren wir erst das Leben selbst hindurch, wie es im gleichmässigen Leben des Alltags sich ausspricht, dies Leben selbst mit seinen „stillen, ungesesehenen und fast geistigen Thränen“, — das Glück selbst, und das Unglück selbst, nicht mehr nur ihre Wirkungen.

Ist das eine Erneuerung des alten griechischen Schicksalsdramas? Maeterlinck sagt nein! Die Schicksalsmacht der Griechen thronte ihnen in erstarrender Unnahbarkeit auf unzugänglichen Höhen, und „Keiner wagte je sie zu befragen“. Wir aber fühlen sie ganz nah um uns und in uns. Wir forschen nach ihr und ihren Gesetzen und wissen wohl auch die Hand zu beschwören, die uns treffen will, für einen Augenblick! Wir fürchten sie so wenig und so viel, als wir uns selbst fürchten. Das, meint Maeterlinck, ist vielleicht das bedeutende Kennzeichen, welches das neue Theater von dem früheren unterscheidet.

Um Solches auszudrücken, bedarf es einer besonderen Sprache. Die Worte, die dabei gesprochen werden, müssen die ruhigen Worte des Alltags sein, und hinter ihnen muss all das Unaussprechliche liegen, das wir sonst nur in der lebendigen Berührung mit dem Ausser-Uns, halb unbewusst, fühlen. So würden sie das Leben in ungeahnter Vollständigkeit, in seiner tiefsten Realität, widerspiegeln können. Die Worte müssen der Deckmantel sein für etwas, was Maeterlinck den „Dialog zweiten Grades“ nennt. „Nur die scheinbar unnützen Worte sind es, die in einem Kunstwerk zählen“, sagt er. Und er findet diese Forderung erfüllt bei Ibsen, ganz besonders in dessen „Baumeister Solness“. Nur vergisst er, dass Ibsen für diese neue Kunst zu gedankenschwer ist, und dass die Flügel seiner Poesie langsam müde geworden sind, seit er sie in „Kaiser und Galiläer“ zur Sonne erhob. Er thut am besten, bei sich selbst stehen zu bleiben, denn seine eigene Poesie, die doch ganz umgewandelte Religion ist, fliegt federleicht, auf Schwingen, die wie Azur leuchten, in einem sonnenweissen Frühlingshimmel dahin. — Wie die Kunstform weiss Maeterlinck die Sprache seiner eigenthümlichen Doppelmission anzupassen. Selten vielleicht hat es eine gegeben, die so bedeutungsvoll war bei so vollkommener Einfachheit und Schlichtheit. Sie ist wie die Sprache der Bibel: Jeder kann daraus entnehmen, wieviel er braucht.

Und in dieser Sprache nun werden uns Menschen enthüllt in ihrem Verhältniss zu dem verborgenen göttlichen Licht, das ihnen ein mehr oder weniger Fremdes ist, nach dem sie sich mehr oder weniger sehnen. Sie sind immer wie Blinde in den verschiedenen Graden ihrer Blindheit. Denn blind sind wir ja Alle, die wir nur fühlen können, nicht sehen. Diese Menschen leben in alten waldvergrabenen Schlössern, Schlössern mit zahllosen Fenstern auf das Meer hinaus, mit endlosen Gängen und Galerieen, die „sich wenden ohne Grund“ oder sich in den Mauern verlieren, mit merkwürdigen Treppen und Söllern und immer frierenden Gewölben. Gedämpfte Nonnenchöre durchhallen ihre Ruhe, eine Ruhe, welche die Ereignisse davonzuseuchen scheint, um das stille Leben deutlicher zu machen. Da sind Gärten, schaurig dunkle, unter deren Bäumen immer der Schlaf herrscht und nur die Springquellen unermüdlich singen; Gräben voll schwarzen sprudelnden Wassers, über die steinerne Zugbrücken führen; Grotten voll tiefblauen Dunkels, mit todtten gift-dunstenden Gewässern. Die Natur spricht deutlich zu den Menschen: sie ist voll von Zeichen und Wundern, voll von seltsamem Leuchten, sprechenden Blättern, schluchzenden Springbrunnen und verstummenden Nachtigallen.

Das Alles erinnert ein Wenig an die eigenartige Poesie Tieckscher Märchen-dramen, in der äusseren Sprache, in den Situationen, selbst in der dramatischen Steigerung. Aber vom Seelenleben der Maeterlinckschen Gestalten spürt man in Tieck noch nicht viel. Dazu sind diese zu hellsehtig und zu bewusst in der Hellsichtigkeit ihrer Blindheit. Selbst wenn sie im laut rauschenden Strom naturnothwendiger Leidenschaften dahintreiben, stutzen sie plötzlich, und sehen sich selbst und ihr Gefühl in einem weiteren, tieferen Zusammenhang, der sie lächeln macht, wo sie jetzt weinen, oder auch weinen an Stelle des Lächelns. Das Leidenschaftsgefühl, und mag es über zertretene Herzen und zertrümmerte Geschicke fortgehen, überkommt sie immer wie ein Schicksal, vor dem sie dastehen wie hilflose, unschuldige Kinder. Ihre Seele weiss immer mehr wie ihre Liebe, oder ihre Eifersucht. Manchmal bestärkt dies Wissen das Gefühl, wie in der Liebe von Pelléas und Mélisande.¹⁾ Manchmal vernichtet es dasselbe, oder doch seine Träger, wie bei Alladine und Palomides.²⁾ „Ich liebe Dich — mehr als sie, die ich liebe“, sagte dieser zu der Braut, die er um Alladines willen verlässt; und die kleine Alladine, die in Palomides' Seele einzugehen glaubte, weil ein unechtes märchenhaftes Licht sie täuschte, erkennt sterbend, dass es das „Licht“ war, das wirkliche Licht, „das kein Erbarmen gehabt hat“. Bei Manchen aber verschliesst sich das Gefühl hartnäckig vor dem besseren Wissen der Seele, so sehr, dass sie Böses thun; doch auch dies gleichsam gegen ihren Willen. So sehen wir Greise, die, weil es zeitlebens ihr Schicksal war, dass die Ereignisse sie flohen, nun das laute Leben zu sich zwingen wollen, da es zu spät ist. Und indem sie die Ruhe stören, die das Geschick ihnen zuwies, und das Licht weit von sich scheuchen, entfesseln sie um sich herum die lauernde Katastrophe, das letzte Alles endende Unglück. — Was hier indirekt in Menschenschicksalen ausgedrückt ist, hat Maeterlinck auch einmal direkt ge-

¹⁾ Maurice Maeterlinck: Pelléas und Mélisande. Deutsch bei F. Schneider & Co., Berlin 1897, eingeleitet von Maximilian Harden.

²⁾ Maurice Maeterlinck: Alladine und Palomides, ein Drama für Marionetten. Deutsch erschienen in der Wiener Rundschau, Bd. I, No. 1—6.

sagt in seinem Drama: „Die Blinden“.) Es ist die Tragödie der zur Blindheit verdamnten Menschheit selbst, in wenigen schlichten Worten, in einem nackten, einfachen, erschütternden Symbol. Zwölf blinde Männer und Frauen giebt es da, die, von ihrem Führer verlassen und seiner Rückkunft harrend, im Walde sitzen. Es ist ein uralter Forst auf einer weltvergessenen Insel, in dem sie sitzen. Der unendliche funkelnde Sternenhimmel einer kalten Herbstnacht ist über ihnen. Nah und leise rauscht das Meer gegen die Klippen. Und durch die unheimliche Dunkelheit schimmert etwas von hinten her im Licht einzelner irrender Mondstrahlen: es ist das schneeweiße Haar des toten Priesters, ihres Führers, dessen Körper dort an einem Baumstamme lehnt. Sie aber wissen nicht, dass er gestorben ist, sie wissen nicht, wo sie sind, wie weit von einander sie sind, ob es Tag oder Nacht ist. Sie begreifen nicht das Niederwirbeln toter Blättermassen auf ihre Hände, das schwirrende Geräusch ins Laub sinkender Nachtvögel-Schwärme, das Aufstöhnen des Meeres. Und ihr mühsames, vergebliches Tappen zur Klarheit über all diese Dinge ist der Inhalt des Dramas. Da sind die Blindgeborenen, die immer stumpf und unwillig gewesen sind gegen die Sonne, in deren Schein man sie führen wollte, wie gegen die Worte des Führers. Sie starren immer zur Erde, sie begreifen es nicht, wovon man träumen kann, „wenn die Hände nicht fühlen“. Sie sind es vor Allem, die den greisen Führer in den Tod der Muthlosigkeit trieben. Oder starb er, weil die „Herrschaft der Greise“ enden sollte, wie er selbst gesagt hat? — Dann sind solche Blinde da, die an einem blauen Streifen unter den Lidern etwas ahnen wie von grosser Helle, die da träumen können, dass sie sehen, — solche, die die Sterne scheinen hören, und das Mondlicht fühlen können auf ihrer Hand und Vieles ahnen um sich herum. Die junge wunderbar schöne Blinde aber mit dem langwallenden Haar entsinnt sich so gut noch, gesehen zu haben, — „Erinnerungen, welche deutlicher werden, wenn ich nicht daran denke . . .“ Sie fühlt, wie es in ihren Augen lebt unter den geschlossenen Lidern. Was ein blinder Greis von ihnen Allen sagt, hat keinen Bezug auf sie: „Wir haben uns Alle nie untereinander gesehen. Wir fragen uns und wir geben uns Antwort; wir leben zusammen, wir sind immer zusammen, aber wer wir eigentlich sind, das wissen wir nicht! . . . Man muss sich sehen, um sich lieben zu können . . .“ Sie kann lieben, sie hat auch das Leid des alten Priesters gefühlt, ehe er fortging, und jetzt spürt sie den Duft der blassen Todtenblumen in seiner Nähe. Aber als sie, beim Herandrängen des überschwellenden Meeres, die räthselhaften Schritte des Todes im welken Laub sich nähern hört, des Todes, der ihnen Allen droht, da ist sie doch auch rathlos wie Alle die Andern. Da ist auch ihre einzige Zuflucht das Kind, das Kind der irrsinnigen Blinden, denn — es sieht! Allein das hilflose Kind sieht unter ihnen Allen. Und nun drängen sich die verlassen Blinden im schneefreibenden Nordsturm um den hoch emporgehobenen, wimmernden Säugling und fragen stammelnd: „Was siehst Du? Sag', was siehst Du?“

Wollte Maeterlinck damit sagen, dass wir auch so führerlos, so hoffnungslos verlassen sind in der Welt des Unsichtbaren? Zwar — wir kümmern uns wenig um sie. Aber Maeterlinck warnt uns: auch die Blindgeborenen

3) Maurice Maeterlinck: Die Blinden. Deutsch bei Albert Langen, München 1897.

empfinden sterbend ihre Macht. Vielleicht also finden wir durch ihn oder in ihm einen Führer wieder, solch einen jungen Führer, mit hellen Augen, wie wir ihn brauchen. Denn „die Herrschaft der Greise“ soll ja vorüber sein, wie der todte alte Priester gesagt hat.

Kollektivistische Pfadfinder.

Von

Hermann Thürow.

(Davos.)

Es giebt, sagt Blaze de Bury in seinem Essai sur Goethe, eine glückliche und zaubervolle Stunde, in der die Ideen dem Herzen entsteigen — eine nach der anderen, ohne Ordnung und ohne Folge, fast ohne Aehnlichkeit; man erkennt die Quelle, der sie entfliehen, an der naiven Anmuth, welche sie schmückt; sie öffnen sich dem Sonnenlicht hier und dort und blühen einsam: Epochen unendlicher Illusionen — Frühlinge des Dichterlebens.

So wie es einen Frühling des Dichterlebens giebt, bemerkt Benoît Malon in seinem Précis de socialisme, giebt es auch einen Frühling der Ideen, und als solchen bezeichnet er mit Recht die Glanzepoche des französischen idealistischen Sozialismus. Gewiss, ein Ideenfrühling war sie, jene Periode der neuen und fruchtbaren Gedanken, des anspruchsvollen, aber edelmüthigen Subjektivismus, des Optimismus und des inbrünstigen sozialen Glaubens — jene Periode, in welcher nach Malon „die Beobachtung der Thatsachen widerleuchtet vom Kultus des Ideals, in der die siegreiche Hoffnung, mit den glühendsten Farben, mit aller sinnberückenden Pracht der ewigen Illusion geschmückt, ebenso viele Formen annimmt, wie sie Denker begeistert und ebenso mannigfaltige Abstufungen aufweist, als sie Gläubige mit sich reißt.“

Ein seltsamer poetischer Zauber, dem sich kein impressionsfähiges Gemüth zu entziehen vermag, liegt ausgebreitet über dieser sonnigen Jugend des Sozialismus. Noch droht am politischen Himmel nicht das schwere Gewölk der Agitatorenhetze und der Massenverfolgungen — kaum werfen die Ereignisse der Junitage ihre ersten flüchtigen Schatten voraus, und weit hinten, im Schooss der räthseldunklen Zukunft, steht unerkannt das blutige Gespenst der Kommune. Denn dieser Sozialismus selbst ist friedlich; seine Apostel — von wenigen Verschwörern ohne grossen Einfluss abgesehen — verschmähen den Appell an die Gewalt. Der Sozialismus ist für sie der Friede: Friede in Bezug auf das Endziel und Friede hinsichtlich der propagandistischen Mittel.

Unter diesem Gesichtswinkel wird jene ganze Entwicklungsphase der sozialistischen Bewegung, sofern man den Unterschied zwischen damals und heute betonen will, meist betrachtet. Der harmlosen Agitation wegen und von der Erkenntniß der Unrealisirbarkeit ihrer Ziele geleitet, nennt man den damaligen Sozialismus meist den utopistischen. Innerhalb gewisser Grenzen ist die Bezeichnung zutreffend, aber welcher Missbrauch wird mit ihr getrieben! Zerrt nicht die Geschichtsforschung immer neue Gestalten ans Tageslicht, die als Bahnbrecher ihrer Zeit, als Prediger neuer reformatorischer Ideen, Praktiker allerersten Ranges waren? Wie viele Fäden des Gedankens laufen aus der mittleren und näheren Vergangenheit hinüber in die Gegenwart und verknüpfen das Alte mit dem Neuen, das scheinbar Ueberlebte mit dem Werdenden! Wie stehen wir namentlich diesen vor-märzlichen Sozialisten Frankreichs so nahe! Man ist durch gewisse Schlagworte von der Wissenschaftlichkeit des modernen Sozialismus etc. allzusehr in seiner Auffassung beeinflusst worden, um nicht überrascht zu sein, wenn man bei objektiver Prüfung des von jenen Vorgängern hinterlassenen Schriftenmaterials zu der Ueberzeugung gelangt, dass sich in ihm, von der Systematisirung der Idee des Klassenkampfes abgesehen, fast die ganze Kritik und beinahe alle positiven Desiderata des modernen Sozialismus wiederfinden.

Zwar nicht immer an die bekanntesten Namen muss man sich halten, wenn man die fortgeschrittensten Ideen von damals und heute aneinander abmessen will. Es würde das leicht zur Betrachtungsweise der Theologen und Kirchengläubigen führen, die das Christenthum auf die Person Christi zuschneiden und die Lehren des radikalen und gewaltigen Arbeiteragitators Paulus ignoriren. Auf dem Gebiet des eigentlichen französischen Sozialismus sind es drei Vorläufer von fast unbekannten Namen, die unserer heutigen theoretischen Erkenntniss der sozialen Entwicklung am nächsten kommen und deren Lehren wir hier skizziren wollen: Constantin Pecqueur, François Vidal und Colins. Dem Ersteren gebührt, als dem bedeutendsten und konsequentesten unter ihnen, unstreitig der Vorrang; wir beschäftigen uns daher in erster Linie mit ihm und seinen positiven Forderungen.

Vom ersten Auftauchen einer neuen Doktrin bis zur gründlichen Ausarbeitung und klaren Formulirung ihrer einzelnen Postulate ist der Weg sicherlich lang. Der Kollektivismus, dessen hervorragendster Begründer Pecqueur wurde, macht darin keine Ausnahme. Wir betonen hier extra, dass nebst Vidal und Colins auch Pecqueur keineswegs der einzige unter seinen Zeitgenossen war, in dessen Ueberzeugung sich die ersten kollektivistischen Regungen des vormärzlichen Geistes kundgaben. Eine derartige Annahme wäre ebenso irrig, wie die Behauptung, dass die Theorie dieses reformatorischen Grüblers nicht später nach dieser oder jener Seite hin ihre Ergänzung gefunden hätte. Vor ihm hatte der Gedanke der wirthschaftlichen Solidarität neben phantastischen Weltbeglückungsplänen manche rationelle sozialpolitische Forderung geboren — nach ihm ist die geschichtliche Motivirung seines Programms in besserer und ausgiebigerer Weise, wie durch ihn selbst, besorgt worden. Wenn man aber von seinen nothwendig vorhandenen Schwächen abstrahirt — Schwächen, die sich namentlich durch das mangelhafte Orientirungsvermögen auf anderen Wissensgebieten denn auf dem Gebiet der Sozialwissenschaft, dokumentiren — so bleibt ihm ein wesentliches Verdienst: Indem er die innige Wechselbeziehung zwischen kapitalistisch-industriellem und allgemeinem sozialen Werden konstatierte, war er der Erste, der die Forderung aller kommunistischen und utopistischen Politiker auf das Maass des durch die ökonomische Entwicklung selbst Gegebenen reduzirte. Aus der Erkenntniss der fatalen, aber im Grunde heilsamen Konzentrationsmacht der grosskapitalistischen Produktionsweise folgerte er die uns heute Allen geläufige Wahrheit, dass die Sozialpolitik mit ihren Gesetzentwürfen der kapitalistischen Entwicklung zu folgen habe, und dass das geschichtliche Ende dieser Entwicklung zugleich die Brücke bilde, über die die Menschheit in die sonnigeren Gefilde der sozialistischen Gesellschaft überschreiten werde. Eine Aufgabe harre ihrer Lösung, die zwar alle Kräfte der Gesellschaft in Anspruch nehmen, aber auch alle ihre Gebrechen heilen werde: die stufenweise Sozialisirung der Produktionsmittel, bei individueller Nutzniessung der Produkte.

Diese Formel war einfach, lichtvoll und neu. Jenen beiden Zeitgenossen von Pecqueur gebührt das Verdienst, sie durch die Resultate ihrer eigenen Beobachtung mit zur Geltung gebracht und die kollektivistische Lehre schon damals in wichtigen Punkten ergänzt zu haben. Colins wurde der Begründer des Agrar-Kollektivismus und Pecqueurs Freund, François Vidal, lieferte eine Kritik der im Entstehen begriffenen kapitalistischen Wirthschaftsweise, welche die negative Seite der neuen Doktrin in trefflicher Weise stützte, und die wir im Weiteren kurz resumiren wollen. Aber gegenüber den bislang propagirten Neuerungsideen bedeutete Pecqueurs Lehre einen wichtigen Fortschritt.

Die grossen Vorläufer der modernen sozialistischen Weltanschauung, Saint-Simon, Fourier und Owen, hatten in der geistigen Elite der Zeitgenossenschaft die Diskussion über alle Fragen des sozialen und sittlichen Fortschritts in Fluss gebracht. Sie hatten begriffen, dass mit der Wandlung im Wirthschaftsleben der Nationen, denen sie angehörten, ein neues Entwicklungsmoment in der Zeitgeschichte zur Geltung gelangte. Bei aller herben aber gerechtfertigten Kritik der neuentstehenden und von der Vergangenheit überkommenen sozialen Uebel, begrüsst sie in Summa die beginnende industrielle Umwälzung als die

Trägerin grossen, kosmopolitischen und menschheitlichen Fortschritts. Der kühne und weit-ausschauende Geist Saint-Simons sah in der neuen Epoche die Aera des Friedens, der grossen wissenschaftlichen Entdeckungen und des unendlich gesteigerten materiellen Wohls-seins aller Schichten der Gesellschaft. Fourier stigmatisirte in ausführlichster und zugleich treffendster Weise die für das sich entwickelnde Proletariat verderblichen Begleiterscheinungen des neuen industriellen Arbeitsprozesses, und zeichnete in seinen Phalanstères den Typus einer neuen Menschengemeinschaft. Owen endlich, der grosse Praktiker, suchte die fortschrittlichsten der gährenden Zeitideen in die That umzusetzen und gelangte nach langem Prüfen und Suchen zum Kommunismus.

So verschieden die Doktrin dieser drei grossen Pioniere und ihrer nächsten Nachfolger in manchen Fragen sein mochte, ein Gedanke ist es, der in ihr überall zum Vorschein-gelangt und als Prämisse alle Erwägungen dominirt: der Gedanke der integralen Entwicklung des menschlichen Wesens.

Das Individuum war bislang unterdrückt gewesen, und diese Unterdrückung, aus der sein materielles und geistiges Elend entsprang, galt es zu beseitigen. Die christliche Kirche, mit ihrem Asketismus, hatte den gesunden Drang der Sinne verkümmert; die familialen, politischen und juristischen Institutionen der Vergangenheit hatten die guten Intentionen der Menschen paralytirt und waren der grösste Hemmschuh des sozialen Fortschritts geworden. Die überkommene Form des Eigenthums vor Allem war schuld an der Stagnation der gesellschaftlichen Entwicklung; denn sie war es, die den verderblichen Individualismus geboren und zur Herrschaft gebracht hatte.

Die Aufgabe der drei Reformatoren musste demnach darin bestehen, das Individuum den Einflüssen dieser unrationellen Einrichtungen zu entziehen, mit einem Worte, es in ein neues soziales Milieu hinein zu versetzen. Die Wichtigkeit dieser Aufgabe war ihnen klar geworden. Saint-Simon, wie seine beiden grossen Zeitgenossen, verlangten daher eine einschneidende Modifikation der alten Besitz-, Rechts- und Familienverhältnisse. Der Erstere propagirte die Idee der Uebertragung des Erbschaftsrechts von der Familie auf den Staat und die Desorganisirung dieser Familie durch die Gleichstellung des Weibes mit dem Manne. Die Verallgemeinerung (Universalisation) der Arbeit durch die dreiklassige Eintheilung der Menschen: in Künstler, die die Mitwelt seelisch bewegen, in Gelehrte, die sie erleuchten, und in Industrielle, die ihre materielle Thätigkeit leiten, würde die Möglichkeit einer Befriedigung aller berechtigten Bedürfnisse garantiren. Die Frau, der keiner dieser Berufe verschlossen bleiben dürfe, würde durch die Ausübung eines derselben ihre wirthschaftliche Freiheit und damit persönliche Unabhängigkeit erlangen.

Fourier sichert in seinem Phalanstère Jedem ein Minimum an persönlichem Besitzthum zu. Die Einen werden sehr reich sein, doch des Dringendsten wird Niemand ent-rathen. Weil die natürlichen Neigungen und Leidenschaften der Menschen ebenso legitim sind wie sie alt sind, weil aber nur sie in ihrer Bethätigung alle gesellschaftlichen Verhältnisse ewig neu gestalten, so liegt es im Interesse des Fortschritts und der Zivilisation, sie zum eigenen Besten des Menschen anzuwenden, sie zu kombiniren und einander beizuordnen, statt, wie die Religionen es versuchen, sie zu unterdrücken, zu bekämpfen und zu schmähen. Eine weise Verbindung und Agglomeration gleicher seelischer Eigenschaften, ermöglicht durch die Institution der Phalanstères, ist das wesentlichste Mittel der Emanzipation der Menschheit.

Bei Owen finden wir einen besonders scharfen Blick für die Realitäten des eigentlichen Wirthschaftslebens. Er ist betroffen von der Ungerechtigkeit der grossen Besitzunterschiede. Das Uebel kommt nach ihm von der Konkurrenz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern her, und er sieht daher das Heil in der Organisation der Arbeit; er wird der Begründer des Genossenschaftswesens. Angesichts der grossartigen Fortschritte in der Anwendung mechanischer Kräfte, durch die alle Bedürfnisse der Globusbewohner ohne Mühe befriedigt werden können, ist die Lohnknechtschaft eine Schande. Sie muss beseitigt werden mit und durch die Beseitigung des Privateigenthums, der Ehe und der alten Form der Familie. Zur Sprengung dieser dreifachen Fessel aber genügt die Ein-

führung der schon erwähnten, auf dem Prinzip der Gleichheit der Rechte und Pflichten basierten genossenschaftlichen Arbeit; der indess die wirthschaftliche Besserstellung der Arbeitermassen durch die Staatsgewalt voranzugehen hat.

Niemand wird leugnen können, dass diese aufgeführten Mittel in keinem Verhältniss zu dem von den drei Reformatoren verfolgtem Ziele stehen. Dem Völkerleben will man eine neue Basis geben; aufräumen mit allen hergebrachten gesellschaftlichen Privilegien; und welches sind die Hebel dieses Riesenwerkes? Eine Modifizirung des Erbrechtes, gesetzlicher Arbeiterschutz, Genossenschaftswesen und schliesslich kommunistische Koloniegründungen!

Sicherlich, der positive Werth der drei ersten reformatorischen Massregeln übertrifft bei Weitem den Werth und die Tragweite der Babeuf'schen Konspirationsideen. Es tritt in ihnen eine gewisse Folgerichtigkeit des Denkens zu Tage, die nur durch den stärkeren Einfluss der sich immer sichtbarer durchsetzenden sozialen Entwicklungstendenzen zu erklären ist. Eigentlich war es bis zur klaren Erkenntniss des Ziels, auf das die wirthschaftlich-industrielle Entwicklung die Gesellschaft hindrängte und bis zur richtigen sozialpolitischen Schlussfolgerung aus dieser Erkenntniss nur noch ein Schritt. Pecqueur that ihn mit seinem zweibändigem Werk: „Economie sociale“, das auf Antrag Adolphe Blanquis im Jahre 1838 von der Academie des sciences morales et politiques preisgekrönt wurde.

Was er in dieser Schrift verlangte, findet sich in Form einzelner, meist schlecht definirter Postulate und Gedankenaphorismen, in den Schriften seiner Zeitgenossen und nächsten Vorgänger wieder. Raspail war von der Verschwendung der Güter in der individualistischen Gesellschaft betroffen worden, und er propagirte eifrig, mit besonderer Berücksichtigung des Konsumwesens, die allgemeine Idee der Assoziation der Arbeit. Leroux sah die Lösung in der Konstituierung sozialer Kommunen. Cabet betonte die Nothwendigkeit einschneidender Steuerreformen, und sein auf jedes Gewaltmittel verzichtendes kommunistisches Programm verlangte schon die allmähliche Etablirung einer Volksdomäne (domaine populaire) in jeder Gemeinde. Pecqueur fasste diese Ideen und Beobachtungen zusammen und trat mit einem vollständigen kollektivistischen Programm auf den Plan.

Die Lösung, sagte er in der eben erwähnten *Economie sociale*, ist in der stufenweisen Vergesellschaftung des produktiven Kapitals, oder mit anderen Worten, der Arbeitsmaterialien und Arbeitsinstrumente, welche nicht direkt vom Staat, sondern von Assoziationen, die der Kontrolle des Staats unterliegen und ihm zinspflichtig sind, übernommen werden müssen.

Man müsste beginnen mit der Vergesellschaftung der Banque de France und des Kredits im Allgemeinen und fortfahren mit den Eisenbahnen, Bergwerken, Kanälen u. s. w.

So ausgerüstet, könnte der Staat den nach Berufen organisirten Arbeitern reichlichen Kredit gewähren und ohne Erschütterungen zu verursachen, die Ersetzung der Lohnarbeit durch die Assoziationsarbeit bewerkstelligen.

Man würde bei diesem Unternehmen der eigenen Spur der Monopolisirung folgen. Zunächst gälte es, die industrielle, dann die kommerzielle und zuletzt die landwirthschaftliche Arbeit zu organisiren.

In der neuen Organisation würde jeder Arbeiter frei über den ihm durch Arbeit gewährtem Lohn verfügen.

Man erkennt schon aus der, wenn auch ungeschminkten so doch sehr vorsichtigen Sprache den Geist, der dem Schreiber die Feder führte. Pecqueur war kein Revolutionär, sondern, entsprechend dem friedlichen Charakter der ganzen zeitgenössischen sozial-reformerischen Agitation, verzichtete er auf den Appell an die Macht der unterdrückten und sich ihrer selbst noch nicht bewussten Volkskraft. Seine geschichtlichen Anschauungen waren noch zu wenig geläutert, als dass ihm der Klassencharakter der Zeitkämpfe hätte verständlich werden können. Immerhin forderte er schon im Jahre 1836, als eines der Mittel zur Sozialisirung der Produktionsmittel, die Gewährung des allgemeinen Stimmrechts. Er hatte wohl begriffen, dass die von ihm prekonisirte Vergesellschaftung der Produktionsinstrumente nur mit Hilfe des Staates möglich sei, und daher sprach er von

einer durch die Schaffung des allgemeinen Stimmrechts anzubahnenen Volkssouveränität. Aber sein Fehler war, diesen Gedanken nicht mit genügender Ausdauer verfolgt zu haben, sondern sich zu sehr auf die heilbringenden Resultate der von der Zeitgenossenschaft so hoch gefeierten Assoziationsidee im Allgemeinen zu verlassen. Er glaubte, die Staatsgewalt zu einer ganzen Reihe von ihm genau bestimmten reformatorischen Uebergangsmassregeln drängen zu können, durch den alleinigen Einfluss der in Rohstoff-, Produktiv-, Konsum-, und Fachvereinen organisirten Arbeiter. Desgleichen würden nach seiner Meinung auch die privaten Vertreter des Kapitals, die individuellen Inhaber der Arbeitsinstrumente, so sehr durch die effektive Einmischung der Arbeiterverbände in alle Lohn- und Arbeitsfragen in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt werden, dass sie von selbst zu Konzessionen geneigt sein und damit die allgemeine Entwicklung im Sinne der Sozialisirung der Produktionsmittel fördern würden.

Das war nur die eine Hälfte der Wahrheit. Die andere zu finden, die Anschauung von der Nothwendigkeit der Eroberung der politischen Macht durch die als Klassenpartei organisirte Arbeiterklasse zur Geltung zu bringen, blieb Marx vorbehalten. Die grossen Umgestaltungen die man erhoffte, sollten friedlich und ohne grosse Erschütterungen der Gesellschaft vor sich gehen. Wiederholt und in der eindringlichsten Weise vertheidigt Pecqueur diesen Gedanken gegenüber den Gegnern, die ihn seiner Theorien wegen als staatsgefährliches Individuum zu verdächtigen suchten. Er suchte den Zaghaften Muth einzufössen und forderte alle Gutgesinnten auf, mitzuarbeiten am friedlichen Werk der menschlichen Erlösung.

Es ist klar, erklärt er, dass kein Bauer oder Besitzer einer Erdscholle, kein kleiner Kapitalist oder Rentier, kein kleiner Pächter oder Krämer, wäre er der Furchtsamste seines Standes, bei der Verwirklichung des Sozialismus, besonders des weitgehendsten Sozialismus, das Geringste zu riskiren noch zu verlieren, sondern im Gegentheil Alles zu gewinnen hat, da doch das Wesen des Sozialismus in der Garantie des Rechtes auf Kredit, auf die Arbeitsinstrumente, auf den Waarenabsatz und auf gerechtem Austausch beruht; da doch Jeder in diesem neuen Milieu die mathematische Gewissheit besitzt, durch Arbeit, Rectlichkeit, Vorsicht, Ordnung, Sparsamkeit und im eigenen Verhältniss seiner Thätigkeit, seiner Fähigkeiten und seiner gesellschaftlichen Tugenden, zum Wohlbefinden, zur Behaglichkeit, zu allen Genüssen der Zivilisation zu gelangen... In allen Fällen, wo der Allgemeinnutzen die Veräusserung oder Expropriation erheischt, wird gewiss das Gesetz des vorläufigen Schadenersatzes vom Sozialismus, wenn dessen Prinzipien und Vertreter zur Rettung der Gesellschaft berufen werden, mit grösster Treue angewandt werden. Alles wird in dieser Beziehung von der Intelligenz, vom gesunden Verstand der begüterten Klassen abhängen...

Die begüterten Klassen waren aber damals so wenig als heute für kollektivistische Neuerungen zu haben, und Pecqueur blieb ein Prediger in der Wüste. Es bedurfte erst der wiederholten proletarischen Erhebungen in der Weberstadt Lyon, um die tiefen Interessengegensätze zwischen der sich entwickelnden Bourgeoisie und der besitzlosen Masse, sowie den blinden Egoismus der Ersteren zu enthüllen. In einer an die Minister Louis-Philippes gerichteten Adresse baten die Abgesandten der Weber bescheiden, man möge im Namen der Gerechtigkeit und Humanität dem Parlamente einen Organisationsplan der Arbeit unterbreiten, dergestalt, dass die Frucht ihres Schweisses nicht die ausschliessliche Beute einiger Privilegirter werde. — Louis Philippe sandte, wie man weiss, Kanonen und leitete damit die neue Aera der im Interesse der Bourgeoisie geübten Unterdrückungsmassregel gegen das auf dem Plan erscheinende Proletariat ein.

Neben Pecqueur war es besonders sein Freund Vidal, der für die wirthschaftlichen Zustände und ihre für die Arbeiterklasse zunächst unheilvollen Begleiterscheinungen ein scharfes Auge hatte. Vidal hatte mit Pecqueur zugleich der von Louis Blanc geschaffenen Commission ouvrière angehört, und in seinen Berichten findet sich eine bedeutende Summe kollektivistischer Ideen. Doch geradezu meisterhaft war er in der Kritik des kapitalistischen Wirthschaftssystems, und wir glauben wenigstens eine Probe derselben

geben zu müssen. Man möge bedenken, dass Auslassungen wie die folgende einer Zeit angehören, die fast dreissig Jahre hinter dem Zeitpunkt des Erscheinens der Kritik der politischen Oekonomie zurückliegt:

Die Arbeit ist eine Waare geworden, deren Angebot täglich steigt und deren Nachfrage beständig sinkt, eine Waare, welche vom Kapital auf Rabatt gekauft wird. Der von der Leibeigenschaft und dem Druck der Zünfte befreite Arbeiter ist fortan an die Fabrik gefesselt, und der Moment ist nahe, da man seiner entbehren kann. Weit mehr! Der Mensch ist ein einfaches Zubehör der Maschine, ein Anhängsel von Sachen geworden; er ist ihnen untergeordnet, ist gewissermassen das Eigenthum des Kapitals, wird von ihm beherrscht und ist dessen Gewalt preisgegeben . . .

Das Vermögen, sagt man, wird durch Arbeit erworben. Jawohl, aber hauptsächlich durch fremde Arbeit. Für die Herstellung eines Kleides werden 60 Franks bezahlt. Eine Arbeiterin macht die ganze Arbeit und erhält 11 Franks, die renommierte Schneiderin streicht, ohne eine Hand gerührt zu haben, 45 Franks ein. Wie könnte eine solche Handlungsweise benannt werden? Ein Unternehmer übernimmt die Herstellung von 100 000 Militärhemden, zu denen man ihm den Stoff liefert. Er wird einig um 75 Centimes, um dann die Ausführung seines Auftrages armen Weibern zu überlassen, denen er nur 35 Centimes zahlt. Wie nennt man das? Das nennt man heute Gewerbetreiben, Konfektionsarbeiten übernehmen, Geld verdienen durch seine Arbeit und seinen Industrieleiss! . . .

So Vidal in seinem: *Vivre en travaillant*. Hat, möchte man fragen, die zeitgenössische sozialistische Kritik dem noch viel hinzufügen können?

Der Name Vidals wird neben demjenigen Pecqueurs seinen Ehrenplatz in der Geschichte des Sozialismus behalten. Was — um uns kurz zu wiederholen — alle Beide indessen nicht erkannten, was auch Colins, dessen Agrar-Kollektivismus übrigens nur eine Neuauflage des schon 1824 von Rivadavias, dem Präsidenten der argentinischen Republik, propagirten Agrarprojekts war, nicht inne wurde, war der Klassenkampf-Charakter der Zeitkämpfe. Worin sie infolge dessen und infolge ihrer mangelnden Einsicht in den Gang der Geschichte überhaupt theilweise irrten, das war die Wahl der Mittel, die ihnen als Hebel ihrer Emanzipations-Bestrebungen dienen sollten. Sie appellirten wohl an die Einsicht und den guten Willen, nicht aber zugleich an den gesunden egoistischen Instinkt des Proletariats.

Ihr Verdienst aber, und namentlich das Verdienst Pecqueurs, wird es bleiben, zuerst ihre soziale Doktrin den im wirthschaftlichen Entwicklungsprozess stärker hervortretenden zentralisirenden Tendenzen angepasst, die Vergesellschaftung des produktiven Kapitals verlangt und dabei die kommunistische Forderung der Gütergemeinschaft als durch jene Sozialisirung der Produktions-Instrumente und -Materien nicht bedingt — und damit für die nächste Phase der menschheitlichen Entwicklung verfrüht — zurückgewiesen zu haben.

Die kollektivistischen Ideen hatten noch Zeit, sich auszureifen, bis ihre Realisirung von einer fest organisirten politischen Partei zum Ausgangspunkt einer methodischen und erfolgreichen Propaganda gemacht werden konnte. Die wirthschaftlich industrielle Entwicklung war noch nicht über das erste Drittel des heute hinter ihr liegenden Weges hinausgekommen und der Proudhonschen Kritik gegenüber, die sich wie ein ununterbrochener Strom ebenso sehr über den Positivismus der sozialistischen Gedankensysteme wie über alle rückschrittlichen Forderungen des Manchesterthums und des Konservatismus ergoss, waren sie wissenschaftlich noch zu wenig fundirt und gestützt, um von ihr nicht vorübergehend in den Hintergrund gedrängt zu werden. Erst durch ihre Salbung mit dem Oel der Marxschen Geschichtsphilosophie und von der sozialen Entwicklung selbst dem Verständniss der Masse näher gebracht, wurden sie widerstandsfähig genug, um schliesslich jedem Sturmlauf gegnerischer Ordnungsretter zu trotzen. Im Jahre 1869 war es bekanntlich, als auf dem Kongress der Internationale in Basel der Kollektivismus über die ihm in der proletarischen und kleinbürgerlichen Ideenwelt gegenüberstehenden Sozialtheorien den endgiltigen Sieg davontrug.

Der Hungernde.

Von

Elie Reclus.

(Brüssel.)

Der hungernde Mensch dort ist. Lastträger. Er ist 50 Jahre alt. Man hat ihn zu schwach gefunden für die groben Arbeiten des Zimmerplatzes, man hat ihn von den Docks der Kaufleute fortgeschickt, er hat auch keine Stellung finden können auf den St. Katharinen-Docks.

„Gehen wir zu den Reichen“, denkt er, „ich kenne sie kaum, aber in ihren grossen Häusern und schönen Gärten in der Umgegend muss es doch immer etwas zu thun geben!“

Er geht also hin. Er kommt vorüber an dem Tower, lange betrachtet er die London-Bridge, auf welcher eine wimmelnde Schaar von geschäftigen Leuten sich drängt. Er biegt ein in die Cannon-Street, betrachtet die St. Pauls-Kathedrale und die Bank von England, passirt Holborn-Hill, dann die endlos lange Oxford-Street. Kilometer auf Kilometer geht der Hungrige entlang an Magazinen, wo lauter schöne und gute Dinge ausgestellt sind, Stoffe und Pelzwerk, Juwelen und Diamanten — er kümmert sich nicht drum, — Schaukasten von Wechslern, in welchen gelbe und blaue Banknoten ausliegen, Kästen mit funkelnden Goldstücken angefüllt stehen. Eins dieser Goldstücke, ein einziges, würde ihn glücklich machen. Der Hungrige erblickt die Magazine mit Esswaaren. Seine Augen erweitern sich, und sein Magen quält ihn. Ach, die grossen Kisten mit Nudeln und die mit Reis gefüllten Fässer! Er bleibt stehen an den ausgestellten Backwaaren und Pasteten, dem Fleisch und dem Wildpret, den zertheilten Rindern, den aufgehäuften Schinken, den Kränzen von Würsten, dem Käse, gross wie ein Wagenrad.

Und diese portugiesischen Weintrauben, diese Ananas aus Bermudas, diese Bananen aus Florida, all das kostet nichts als — Geld, und die Tonnen aus Xeres und Alicante, die Fässer aus Chios und Samos, die Flaschen voll Rum, die Marasquino- und Liqueurflaschen! Doch der Hungrige reisst sich von dem Anblick all' dieser Herrlichkeiten los. Er wandert über den schönen Belgravia-Platz, verliert sich in den vornehmen Gegenden Westends, kreuzt die endlos langen Alleen, wo die Familien wohnen, die da mindestens 1000 Guineen jährlich zu verzehren haben. Auf Paläste folgen Villen, dann wieder Paläste, immer neue Reihen von Villen. Nirgend wo giebt es solchen Reichthum wie hier. Und der Reichthum ist wohl bewacht, ein Garten trennt diese komfortablen Wohnungen von der Strasse, die Thüren sind fest verriegelt und die Gitter mit eisernen Spitzen versehen.

Da darfst Du nicht vorübergehen, armer Nikolas.

Der Hungrige fragt: „Brauchen Sie vielleicht Jemand zur Arbeit? Haben Sie Holz zu spalten, Kohlen aus dem Keller zu holen?“

„Nein nichts. Geh Deiner Wege!“

Der Mann klopft an eine andere Thüre.

„Haben Sie nicht Arbeit für mich?“

„Nein,“ ist die Antwort, und die Thüre wird ihm vor der Nase zugeschlagen. Der Hungrige lässt sich nicht abschrecken. Er fragt weiter:

„Sind Teppiche auszuklopfen?“

Man lacht ihn aus. „Das kennt man schon. Mach, dass Du weiter kommst.“

Solange es hell war, ging er und fragte, bat und fragte. Aber als die Nacht gekommen war, fühlte er sich zerschlagen und kraftlos, müde und entmuthigt. Dunkelheit erfüllte seine Seele. Ein Frostschauder schüttelte ihn. Er seufzte tief auf.

„Nirgends Arbeit! Nirgends Arbeit!“

Ueber die Gitter kam der Duft von Speisen und lustige Musik herüber. O ja, die Damen spielen Klavier, um die dicken Herren nach dem Essen zu amüsiren!

Und der arme Teufel seufzt: „Wie schön wäre es, im Warmen zu sitzen, und gut gesättigt zu sein! Aber diese Spitzen auf den Gittern . . .“ Und er hebt die Hand vor, um die Augen gegen die scharfen Stiche zu schützen, welche ihn zu bedrohen scheinen. — Hungrige Leute haben solche Halluzinationen!

Er schüttelt sich und nimmt seinen Weg wieder auf. Denke doch nur, Lump, an welchen Reichthümern Du die Ehre hast, vorbeizugehen! Du gehst und gehst. Und bei jedem Deiner Schritte sind tausend Thaler zu Deiner Rechten und tausend Thaler zu Deiner Linken aufgehäuft. Und Du hast nicht einen Heller!

Während er so wandert mit leerem Magen, scheint es ihm, als sähe er einen Kopf, nichts als einen Kopf über die Strasse schweben. An dem Kopfe hängt aus dem brennenden Hals heraus eine ausgetrocknete Zunge.

Die Nacht ist hereingebrochen. Eine Nacht ohne Mond und Sterne. Der Hungrige wendet sich nach einer Kirche, deren undeutliche Masse und fast unsichtbarer Thurm sich in dem Halblucht der Strassenlaternen wie eine schwarze Insel ausnehmen.

Verborgen vor dem Polizisten durch die Gruppe der drei gottgefälligen Tugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung, streckt sich der Hungrige auf den Marmorstufen aus, legt sich zurecht und schläft ein.

Der Elende träumt einen Traum, wie man ihn so mit leerem Magen auf einem harten Lager träumt.

Er ist in der St. Paul-Kathedrale, in deren Gewölben sich die Bank von England befindet, die Krypten sind angefüllt mit Goldklumpen und Silberbarren, in dem Schiff häufen sich Geldsäcke kreuz und quer übereinander geschichtet bis zu der Wölbung des Domes.

Die kannelirten Säulen endigen in Chorstühlen, in denen zählende Engelchen sitzen, diese kritzeln Ziffern auf die Palmetten, und die Kapitäle sind mit einem sonderbaren immer wiederkehrenden Zeichen geschmückt:

£ S. d.

Was soll das bedeuten?

Auf den aufgeschichteten Geldsäcken thront im Heiligthum ein Gott. Das ist Mammon, der König Mammon. Um sein Haupt wölbt sich die hohe, weite Kuppel wie das Himmelsgewölbe.

Es ist aber gar kein Gott, sondern ein Gespenst, es hat kein Gesicht, sondern eine Fratze. Weder Schönheit noch Güte strahlt von seiner Stirn, keine Majestät, sondern eine nervöse, ungeduldige, gereizte Herrschsucht. Wahrhaftig, er sieht aus wie ein Börsenkönig aus der Threadneedle-Street. Die

spitze Nase, die dünnen Lippen, das Auge in den Zahlen verloren. Das Haar ist spärlich und über den Kopf zurückgestrichen, die Wangen herabhängend. — Sehr korrekte Kleidung, perlgrauer Ueberrock, dito Gamaschen, über das Herz baumelt ein Monocle herunter. Alles in Allem, ein erbärmlicher Wicht, aber bis über 30 Meter Höhe lang.

Der Verhungerte betrachtet ihn bestürzt. Der Dämon runzelt die Stirn, und die Nase schnüffelt: er wittert einen Eindringling. Das Monocle setzt sich in Bewegung, Mammon prüft sorgfältig den jungen Mann.

„Was will der Bettler hier? He, Du Lump, Du Hohlbauch! Hast Du denn den Eingangszoll bezahlt? Du hast keinen Penny? Wart' ein Wenig, ich werde Dir schon Geld geben, ich!“

Und Mammon bückt sich, hebt einen Geldsack auf, schleudert ihn auf den Armen, dann wieder einen und wieder einen. Er zerschmettert ihn unter einem Hagel von Thalern und einem Regen von Goldstücken.

Unter der immer schwerer werdenden Last erstickt der arme Schlucker, er krümmt und windet sich. Endlich springt er auf; mit ungeheurer Anstrengung stellt er sich fest auf die Füße. — „Huh! Huh!“ ruft er, „huh! huh!“ Dann trocknet er seine eisige Stirn, und doch war dies nur ein Traum!

Da heben sich schon die Dächer und Schornsteine vom grauen Himmel ab. Es ist Morgen. Um sich zu erwärmen, reibt sich der Verhungerte den Leib und schlägt sich auf die Lenden. Vorwärts marsch! Aber wohin? Gestern waren es die Läden, in die man ohne Geld nicht hinein konnte. Hier bei den Rentiers und Genussmenschen, in den bürgerlichen Palais mit galonirten Dienern an der Thüre, um das Lumpenpack zu vertreiben, hier in dieser Wüste von Steinen wirst Du nicht ein menschliches Herz finden.

Nun, denn zurück in die Menge! Nach den Docks, wo man Reis und Südfrüchte von Neapel abladet, Weinfässer aus Spanien und Liqueure von den Inseln; wo ich den dichten Schwarm der Menschen betrachtet habe, die auf der Themsebrücke gingen und kamen. In die Menge will ich mich stürzen, ich will darin untertauchen. Meine Augen werden zu Tausenden und Abertausenden von meines Gleichen sprechen. Sollte ich in dem Herzen der Welt nicht eine Bruderseele finden!

Die Hoffnung muntert ihn wieder auf, giesst ihm einen edlen Wein in die Adern. Mit geschwächten und schmerzdem Magen erhebt er sich, schüttelt die Kälte, schüttelt den Hunger, schüttelt den Durst ab. — Auf den Weg, nach der London-Bridge!

Welche Kraft hat die Hoffnung!

Der Hungrige kommt wieder durch reiche Stadtviertel und prächtige Strassen. Die ganze Luft riecht nach Speck und Eiern. Durch die halb offenen Fenster erblickt man beim Schein der Morgensonne Lakaien, die mit den kecken Kammerzofen schäkern. Eine Idylle in Belgravia. Und der Hungrige schleppt sich langsam weiter, während leise Klänge eines Pianino die Luft durchzittern.

Da ist Bayswater — die prachtvolle Oxford-Street — Holborn-Hill — die City, die herrliche City — die ungeheueren Magazine, für die ganze Flotten Waaren tragen, und ganze Flotten auslaufen, um wieder welche zu holen. Hier ist der Mittelpunkt der fünf Erdtheile!

Da ist wieder die Bank von England, die Seele des Menschengeschlechts, hier ist die Kathedrale von St. Paul, hier, hier die von Menschen wimmelnde London-Bridge. Endlich!

Der Hungernde betrachtet die wogende Menschenmenge. Der unbekannte „Bruder“ wird darunter sein. — Ein mitleidiger Mensch wird mein Elend sehen, wird auf meinem Gesicht die Erschöpfung, den schon zu lange währenden Hunger lesen. —

Und wenn der Bruder nicht schnell genug auftaucht, werde ich ihn suchen, ihn finden, ich werde meinem Retter in die Augen blicken!

Der arme Mann stürzt sich entschlossen in den Menschenstrom, er sucht eine Seele, möchte so gern ein menschliches Herz finden. Er wird von der steigenden Woge ergriffen und fühlt sich wohl. Von der steigenden Welle ergriffen, von der fallenden wieder zurückgeschleudert, verliert er oft den Boden unter den Füßen, aber nie die Besinnung. Hin- und hergehend betrachtet er die Vorübergehenden. Alle eilig, Alle geschäftig, Alle in Hast, anderswo hinzukommen. — Und Alle sind sorgenvoll und mit sich beschäftigt, Alle eilen aus dem Wirrwar hinaus, um sich wieder in den Tumult zu stürzen.

Alle diese Leute laufen ins Geschäft, stürzen, um zu verdienen; wie sollten sie ein von Sorge und Elend verdüstertes Antlitz bemerken? Einige bemerken ihn vielleicht, aber sie streifen ihn nur brummend: „Auch ich brauche Hilfe, gerade so wie Du!“

Das wimmelt und drängt und stösst sich! Es scheint, als ob die Erde sich geöffnet habe und nun ihre Eingeweide ausspeie und Geschöpfe zu Tausenden und Abertausenden herauswürge. Das rollt und rollt, das rollt und rollt.

Beim Anblick dieser Massen, die sich immer wieder zu neuen Massen pressen, nurmelt das Einzelthier, das wieder in seine maasslose Unbedeutenheit zurückgesunken ist, leise: „Du armer Kerl, Du trauriges Ich, Du wolltest Dich ernsthaft nehmen?“

Und dieses Ich taucht in dem Strudel unter.

Dem Hungerigen ist, als ob er stündlich zehn Jahre älter würde.

Wie lange war schon seine Hoffnung todt! Sein leerer Blick, dass er nur ein werthloser Gegenstand ist, den man wegwirft, den man liegen lässt.... Wann wird es denn zu Ende sein?

Die Nacht ist hereingebrochen. Es ist kalt. — Aber der Hungerige hat eine fieberheisse Stirn. Er schlendert über die jetzt fast ganz einsame Brücke. Auf das Geländer gestützt, sieht er die Themse ihre schweren, dunklen Wasser rollen. Der zitternde Schein, den die Strassenlaternen darauf werfen, bildet ein Netz von röthlichen und gelblichen Maschen, welche sich verschlingen und lösen, sich neu bilden und wieder verschwinden in der ewigen Finsterniss. Grosse, kalte, feindliche Augen tauchen aus der Dunkelheit ringsum auf. Es sind rothe und grüne Schiffslaternen, die den Umriss von Schiffen ahnen lassen, wie von grossen Ungeheuern, deren Körper wie aus dichten Nebeln gewoben sind.

Der Hungerige blickt noch immer auf die schwarzen Wasser, die fliessen und fliessen, um sich im tiefen Meere zu verlieren. Die Lichtscheine spiegeln in seinem ermüdeten Gehirn wieder, die unbestimmten Strahlen blenden

ihn. Endlich erhebt sich in seinem Inneren eine Stimme, langsam, ernst und durchdringend:

„Stürz' Dich herab von der Brücke, armer Verhungarter, spring herab! Lass ihn fallen, diesen entkräfteten Körper! Das Leben ist zu hart! Spring herab! Du wirst in die ungeheure Tiefe gleiten und in dem weichen Bette versinken! Spring herab, mein Freund!

Das Gewissen der Menschen hier oben ist auch nicht sauberer als das Wasser da unten. In der Tiefe wirst Du dieselbe Wärme, dasselbe Mitgefühl finden wie unter Deinen Brüdern. Spring herunter! Morgen wirst Du nicht verlassen sein als Du es heute bist. Spring doch herab! Armer Kér! spring herab ins Dunkle, spring herab!“

Plumps!

Rundschau.

Wissenschaft.

Die Wissenschaft des menschlichen Ideals.

Unter dem Titel: „La méthode d'étude de la question sociale“ veröffentlicht Georges Renard eine Artikelserie in der Revue socialiste, in der er den auf den ersten Anblick uns ziemlich verwegen erscheinenden Gedanken verteidigt, dass das Studium der sozialen Frage sich auch auf die künftigen, noch unbekannten Formen des gesellschaftlichen Lebens zu erstrecken habe, und — was mehr ist — dass durch Aufstellung einer Reihe von abstrakten Prinzipien die Entwicklung dieser künftigen Gesellschaft im Sinne grösserer Freiheit, Gerechtigkeit, grösserer individuellen und gesellschaftlichen Glückes zu beeinflussen sei.

Eine solche Auffassung ist in unserer Epoche, in der die geschichtliche Methode das Scepter führt, ziemlich neu. Man hat sich daran gewöhnt, sie mit dem Schlagwort „utopistisch“ abzuthun, indem man von allen Faktoren, die den Gang der Entwicklung bestimmen, einen: die Natur des Menschen willkürlich eliminiert. Diese sich materialistisch nennende Geschichtsphilosophie ist heute dominierend, eine Anschauungsweise, wie sie Renard jetzt vertritt, daher sehr selten. Indessen kommt ihr in Deutschland die „normative“ Wissenschaft sehr nahe, die in Joel ihren Hauptvertreter gefunden. Was beide Systeme charakterisiert, ist die Neigung ihrer Urheber, die vorhandene Summe menschlicher Willens- und Erkenntnisfähigkeit für die Realisirung bestimmter moralischer und utilitaristischer Forderungen der Zukunft zu mobilisiren. Dabei gehen sie zwar nicht, wie man das behauptet hat, von den Begriffen des Rechts, der Freiheit etc. als von etwas Feststehen-

dem, Absoluten aus; der Prozess des menschheitlichen Werdens modifiziert durch sich selbst fortwährend diese Begriffe, wie andererseits die Naturgeschichte der Annahme von der Ewigkeit der Gesellschaft selbst ein Ende gemacht hat. Aber die Ueberzeugung, dass die in der Gegenwart wurzelnden, von dem gegenwärtigen Milieu bestimmten, aber fortwährend über die Grenzen dieses Milieus hinauswachsenden Ideale der Individuen und Gesellschaften vor dem Stadium ihrer Realisirung der Modelung nach den Begriffen des Rechts, der Freiheit, der Utilität zugänglich sind, und dass diese Unterwerfung der Ideale unter die Gesetze des rationellen Denkens im Interesse der Gesamtheit nothwendig ist, führt Renard und Genossen zur Konstituierung ihrer „Wissenschaft des Ideals“ — der „Science de ce qui doit être.“

Der erste Artikel des Verfassers enthält eine Darlegung der Gesichtspunkte, die für die Reformthätigkeit der künftigen Geschichtsepoche maassgebend sein sollen; er ist die theoretische Motivirung der idealistischen Doktrin seines Urhebers. Die weiteren, unter dem Titel: „Le régime socialiste“ publizirten Abhandlungen befassen sich mit der Aufstellung und Begründung aller jener rechtlichen, ethischen und utilitaristischen Forderungen, deren Verwirklichung eben das Wesen alles idealistischen Strebens, und — im Weiteren — aller sozialen Umgestaltung ausmachen soll.

Der Begründung des positiven Moments innerhalb des eigenen Systems geht eine Apologie der sogenannten realen Wissenschaften voraus. Ohne Empirie, Experiment und Beobachtung der Thatsachen wären wir nie zu jener Kenntniss der Individuen und Gesellschaften gelangt, die als Grundlage

spekulativen Denkens unentbehrlich bleiben wird. „Aber es genügt nicht, eine gelehrte Psychologie zu konstruieren, in gründlicher Geschichtsforschung und positiver Soziologie zu machen; man muss auf alledem eine Wissenschaft des menschlichen Ideals aufbauen, die sich in zwei verschiedene, doch eng verbundene Richtungen theilen würde: In eine Wissenschaft des individuellen Ideals, die der Zukunft den Typus eines dem heutigen Menschen an Kraft, Schönheit, Intelligenz und Moralität überlegen Menschen zu liefern hätte — und eine Wissenschaft des sozialen Ideals, deren Aufgabe sein müsste, die Verhaltensregeln einer Gesellschaft zu bestimmen, die blühender, freier, gerechter zu sein hat, als die gegenwärtige und alle früheren Gesellschaften.“

Es würde sich fragen, wie bei der Unvollkommenheit und Wandlungsfähigkeit der Ideale überhaupt, die Konstituierung einer derartigen Wissenschaft möglich wäre und auf welcher Basis sie sich zu stützen hätte. Renard antwortet darauf, dass die Entwicklung des Ideals eine Parallele zur wirklichen, materiellen, sozialen Entwicklung bildet. Sie ist dieser sozialen Entwicklung immer um eine oder mehrere Etappen voraus. In dem Maasse, als sich das Ideal verwirklicht, ändert es sich, modifiziert und vervollkommenet es sich, um, jener sagenhaften Wolke der Alten gleich, stets zu wandern und stets unerreichbar zu bleiben. Der Ruhepunkt, den es scheinbar okkupiert, ist immer nur ein Durchgangspunkt: Was hindert die Reformatoren späterer Epochen, ihre Ideale von Neuem der kritischen Analyse zu unterwerfen, ihrem grösseren Fonds an Wissen und Können entsprechend, neue Prinzipien in die von uns ebauchirte Wissenschaft des Ideals einzuführen?

Die Methode der abstrakten Wissenschaft ist eine andere als diejenige der Geschichte und der Naturwissenschaft. Es giebt kein sichereres Mittel, Irrthümern anheimzufallen, als die Methoden der Forschung von dem Gebiet der Wissenschaft, dem sie zu dienen haben, auf ein fremdes Gebiet zu übertragen. Die historische und naturwissenschaftliche Methode ist ungeeignet zur Erforschung des Kommenden, erst im embryonalen Zustande Vorhandenen. Wollte man behaupten, dass es auch die abstrakte Wissenschaft sei? Man thäte Unrecht, denn auch die Geometrie ist eine abstrakte Wissenschaft, eine Wissenschaft des Ideals. Kein Mensch hat jemals das vollkommene Dreieck, den abstrakten Kreis gesehen, der seinen Deduktionen als Stützpunkt dient, und doch wird Niemand

den Werth dieser Deduktionen für die Mechanik, die Architektur und die Kunst überhaupt leugnen wollen. In der Geometrie handelt es sich nur um streng durchgeführte Schlussketten aus beliebig, aber streng fixirten Voraussetzungen. In der Anwendung auf eine bestimmte Realität verlieren die Schlussfolgerungen in dem Maasse an absoluter Gültigkeit, als die Voraussetzungen durch die vorhandenen Bedingungen modifizirt werden. Da aber auch die Fehlergrenzen bestimmbar sind, so kann das Resultat bis zu einem beliebigen Grade der Annäherung aufgestellt werden.

Was die abstrakte Wissenschaft der Geometrie für die Baukunst und die Industrie ist, das kann auf dem Gebiet der Politik und Moralwissenschaft die abstrakte Wissenschaft für die Bildung künftiger sozialer Formen werden.

Hier, wie auf dem Felde der Geometrie handelt es sich nicht mehr um die Beobachtung von Thatsachen, sondern um Schlussfolgerungen aus beobachteten Thatsachen. Die Schlussfolgerung wird hier die Basis, ja das Element der neuen Wissenschaft; sie ist in ihrer Domäne im selben Maasse souverain, wie die Erfahrung, als Kontrolle und Ergänzung der Beobachtung auf dem Gebiet der Physik oder Chemie. Gleichwie man aber in der Geometrie stets von Axiomen ausgeht, um aus ihnen, den Gesetzen der Logik gemäss, eine Reihe von Folgen abzuleiten, so heisst es, sobald es sich um ein soziales Ideal handelt, sehr einfache, bewiesene, durch alle in unserer Macht befindlichen Mittel verifizierte Thatsache moralischer und politischer Ordnung zur Basis des Handelns zu machen; das heisst mit anderen Worten Prinzipien aufzustellen und diese als Ausgangspunkt und Richtschnur der Politik zu betrachten.

Was diese Prinzipien, das heisst die Forderungen, die in der vorliegenden Arbeit an die kommende sozialistische Welt gestellt werden, betrifft, so müssen wir die Leser auf eben diese Arbeit, die in den nächsten Tagen bei Alcan in Paris unter dem Titel: „Le régime socialiste“ in Buchform erscheinen wird, selbst verweisen. Konstatiren wir nur, dass uns der Autor nicht nur reiche Ausblicke in die Zukunft eröffnet, sondern dass namentlich die Begründung seines in Summa ausgesprochenen idealistischen Standpunktes in Bezug auf logischen Gedankengang, solide Dokumentierung und verständliche Darstellung nichts zu wünschen übrig lässt. Von marxistischer Seite werden freilich Einwendungen zu machen sein und gemacht werden.

H. Th.

Kunst.

Die belgische Kunst hat in der letzten Zeit in Deutschland ein stetig steigendes Interesse erregt. Die Vielseitigkeit der Bestrebungen, die Lebhaftigkeit, mit der jede neue Bewegung in der modernen Kunst dort aufgenommen wird, der Reichthum an ausserordentlichen künstlerischen Begabungen, die sich in dem kleinen Belgien zusammengedrängt findet, sind in der That geeignet, Bewunderung zu erwecken. Seit längerem bekannt war bei uns eigentlich nur die belgische Malerei. Es gab in den internationalen Ausstellungen stets einen frappirenden Gegensatz, wenn man aus dem Saal der Holländer in den der belgischen Künstler trat. Bei den Holländern die schwere, einförmige Stimmung, eine trübe gelbbraune Farbe auf allen Bildern, hier prallten die schroffen Gegensätze aufeinander. Neben Landschaften, in denen die feinsten technischen Raffinements des Impressionismus Triumphe feierten, hingen Bilder, die in gewollter Naivität sich den van Eycks anschlossen, neben fast brutalen Darstellungen der schweren Arbeit oder karmoyanten Armeleutbildern die zarten, unsäglich schwermüthigen Träume eines Khnopff.

Dass hinter all diesen Gegensätzen eine starke, umfassende Kunstbewegung steht, die gewiss ihre Anregungen von Frankreich empfangen, sich aber überraschend schnell zu selbständigen Leistungen emporgeschwungen hat, das lehrten die Erfahrungen des letzten Jahres. Die belgischen Künstler haben wenigstens in Europa gegenwärtig die Führung in der dekorativen Kunst. Von der Architektur bis zu den Poterien giebt es kaum ein Gebiet, in dem sie nicht Hervorragendes leisteten. Allmählich werden ihre Arbeiten auch in Deutschland bekannt, litterarisch besonders durch die ausgezeichnete Zeitschrift „Dekorative Kunst“. In Berlin werden bei Keller & Reiner Ausstellungen belgischer Arbeiten veranstaltet. Die belgische Plastik war zum ersten Male in der Dresdener Ausstellung 1897 vollgiltig vertreten und hat einen ausserordentlichen Eindruck gemacht. Eine grosse Anzahl von Arbeiten Constantin Meuniers war dann später bei Keller & Reiner zu sehen und sind zum grossen Theil hier in Privatbesitz übergegangen.

Sonderbarerweise ist dagegen die belgische Litteratur mit einer Ausnahme — so gut wie unbekannt geblieben. Von Hartlebens verunglücktem Versuch, Albert Giraud bei uns einzubürgern, kann man wohl absehen. Die eine Ausnahme ist Maurice Maeterlinck, von dem an anderer Stelle dieses Heftes die Rede ist.

Eine gute Uebersicht, besonders viel Material über die belgische Kunst in allen ihren Zweigen, auch über die kulturellen Zustände des Landes bietet das 203. Heft der Revue encyclopédique Larousse, Paris 1897, „La Belgique“. Die Aufsätze sind von verschiedenen der besten belgischen Schriftstellern verfasst. Es scheint von Interesse, die Hauptdaten der jüngsten belgischen Litteratur nach dem darin enthaltenen Aufsatz „Les lettres françaises en Belgique“ von Albert Mockel hier zusammenzustellen.

Albert Mockel betont zunächst in einer Einleitung die charakteristischen Verschiedenheiten der Wallonen und Vlamen, die für die belgische Kunst von Bedeutung geworden sind. Er findet bei dem wallonischen Künstler eine ausserordentliche Sensibilität und eine vorzugsweise intellektuelle, analytische Begabung. Der vlämische Künstler ist dagegen ausgesprochener Sensualist. Seine Hingabe an die Natur ist einfach und innig, fast religiös. Er erfasst sie nicht geistig wie der Wallone, er sieht sie und beschränkt sich auf ihre treue Wiedergabe. So kommt es, dass die Kunst Flanderns von jeher die Malerei war, die Kunst der Wallonen dagegen die Musik. An einer Litteratur aber fehlte es völlig — bis vor kurzem und abgesehen von einigen, kaum nennenswerthen Versuchen, die französische Romantik nach Belgien zu übertragen. Erst nach der politischen Vereinigung Flanderns mit Wallonien zeigten sich die ersten Anfänge der Litteratur. In Flandern war es Charles de Coster, der den Nationalcharakter in einer legendenhaften, farbenprächtigen Prosa zum ersten Mal dichterisch zum Ausdruck brachte, in Wallonien schrieb Octave Pirmez seine philosophischen Dichtungen.

Erst Camille Lemonnier ist der Begründer einer eigentlichen Litteratur. Er vereinigte die wallonischen und vlämischen Qualitäten in sich. In der stürmischen Zeit der siebziger Jahre erschien sein erstes bedeutendes Buch, „Les charmières“, das die Ereignisse des Krieges behandelte. Seitdem scharte sich um ihn ein Kreis junger Schriftsteller, der sich beständig vergrösserte. Es war selbstverständlich, dass diese in einem heftigen Kampf mit der stupiden belgischen Bourgeoisie geriethen. Als 1883 wieder zwei Werke von Lemonnier erschienen — „Un môle“, „Le mort“ — wurde von der litterarischen Jugend eine begeisterte Kundgebung für ihn veranstaltet, das berühmte banquet Lemonnier, das zum ersten Mal auch den Aussenstehenden das kräftige Aufleben der belgischen Litteratur anzeigte. Es gelang

auch, eine halbmonatliche Zeitschrift „L'art moderne“ ins Leben zu rufen, die das Organ der „naturalistischen“ Bewegung wurde.

Entgegengesetzte Tendenzen machten sich sehr bald geltend; zu gleicher Zeit mit L'art moderne begann auch die Zeitschrift „La jeune Belgique“, das Organ der belgischen Parnassiens, zu erscheinen. Indessen stand der Naturalismus Lemonniers zunächst noch im Vordergrund. Selbst Künstler, die ihrer Natur nach dem Naturalismus fremd gegenüberstehen mussten, bekannten sich zu ihm, so Giraud, Rodenbach, Verhaeren. Wichtig ist dabei, dass auch in Flandern die französische Sprache von jener Zeit an Litteratursprache wurde, obwohl sie hier nur bei den gebildeten Klassen im Umgang gebräuchlich ist.

Eine Eigenthümlichkeit der Kunst Lemonniers ist die Vereinigung einer realistischen Schilderung mit der Beschränkung auf wesentliche Züge. Aus seinem Bestreben, in jedem seiner Werke ein anderes Milieu darzustellen, erklärt sich aber auch die Wandlung seiner künstlerischen Tendenzen sehr wohl, und so spiegelt sich in seinem Entwicklungsgang die allgemeine Entwicklung des belgischen Naturalismus zum psychologischen Roman und zum Symbolismus wieder.

Als zweiter bedeutender Künstler tritt in dieser Periode Georges Eckhoud hervor. Er zeichnet die einfachen Leute seines Landes, giebt den herben Charakter der flämischen Niederungen mit sicheren, kräftigeren Strichen und mit einer eigenthümlichen Härte. An die Stelle der Wiedergabe der einfachen Verhältnisse des Lebens tritt bei André Goffin die Analyse pathologischer Zustände. Goffin und Henri Maubel sind die Vertreter des psychologischen Romans.

In der Lyrik zeigen sich zunächst schwankende Tendenzen. Aus innerer Unsicherheit heraus bekannten sich viele zum Naturalismus und einige zum „Modernismus“, der eine Art von verfeinertem Naturalismus darstellen sollte und hauptsächlich in der Malerei zum Ausdruck gelangte. Jedenfalls führte aber bald hier, wie in der Malerei, gerade die strenge Realistik zum Kultus subtiler Sensationen. Goncourt hatte diesen Entwicklungsgang durchgemacht, und Georges Rodenbach folgte ihm darin. Seine nervöse, etwas gekünstelte Kunst steht der Gruppe der Jeune Belgique sehr nahe. Unter dem Einfluss von Baudelaire und Villiers de l'Isle hatte sich hier ein „Parnasse“ gebildet, der die Forderung „l'art pour l'art“ gegenüber der sozialen Richtung der Zeitschrift L'art moderne energisch vertrat. Baudelaire ist diesen belgischen Parnassiens

weniger in seiner künstlerischen Form vorbildlich, als in seinem subtilen Geschmack. Die Tendenz des l'art pour l'art artet aber oft aus in einen Kultus von l'art pour l'artifice.

Im Mittelpunkt dieses Kreises steht Albert Giraud, der nach Camille Lemonnier den bedeutendsten Einfluss auf die Entwicklung der Litteratur gehabt hat. Noch mehr von Baudelaire beeinflusst als Giraud ist Iwan Gilkin, während Fernand Severin in seiner Anlehnung an die klassische Tradition eine besondere Stellung unter den Parnassiens einnimmt. Eine strenge Grenze zwischen ihnen und der modernen Schule ist nicht zu ziehen, da viele Dichter nur durch das starre Festhalten an den traditionellen metrischen Formen dem Parnasse angehören.

Der Symbolismus wird schon 1885 in einer monatlichen Revue „La Basoche“, später in „La Wallonie“ vertreten, ist aber erst allmählich in heftigem Kampf mit La jeune Belgique zum Durchbruch gekommen. 1887 veröffentlichte La Wallonie die ersten „vers libres“, und in einer Pariser Zeitschrift erschienen die ersten Verse von Maeterlinck, Lerberghe, Le Roy. Heute hat sich auch Emile Verhaeren mit Begeisterung der symbolistischen Schule angeschlossen. Ihr Organ ist jetzt „Le coq rouge“. Eine ungeheure Einfachheit des Ausdrucks und der Mittel führte zu einer fast volksliedartigen Poesie, wie sie bei Gregoire Le Roy zum Ausdruck kommt. In den „chansons naïves“ von Paul Gérardy kehrt die alte Balladenform der Troubadours wieder. Eugène Demolder, in dem der flämische Charakter des Charles de Coster sich wiederfindet, schreibt einfache biblische Geschichten und Legenden, und Max Elkamp stellt in den Mittelpunkt seiner religiösen Romanzen eine erträumte Stadt mit allen Zügen der primitivsten Werke germanischer Skulptur.

Der Kunst Maeterlincks verwandt ist Charles von Lerberghe mit seinem Drama „Les laïeurs“.

Auch die jungen Naturisten finden Anhänger in Belgien. Rency und Ruyters machen hier eifrige Propaganda für den Naturalismus.

Albert Mockel weist zum Schluss darauf hin, wie die belgische Litteratur trotz ihres wenig einheitlichen Charakters sich doch immer auf bestimmte litterarische Zentren konzentriert und dadurch vor der Zersplitterung der deutschen Litteratur bewahrt. Jeder neue litterarische Versuch wird von einer organisirten litterarischen Jugend getragen.

G. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Otto Holz in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Marien St. 13, Berlin NW. (Eigenthümer: Dr. R. Friedeberg in Berlin).

Druck von Max Bading, Beuth St. 2, Berlin SW.